

www.e-rara.ch

Kostümkunde

Geschichte der Tracht und des Geräthes vom 14ten Jahrhundert bis auf die Gegenwart

Weiss, Hermann

Stuttgart, 1872

Schweizerisches Nationalmuseum

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-138513>

Geschichtliche Uebersicht.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Dritter Abschnitt.

Das Kostüm des siebzehnten Jahrhunderts.

Geschichtliche Uebersicht.

Spanien hatte unter dem Dahinschwinden seiner Kräfte, mit dem Einflusse nach Aussen, die Rolle des Tonangebers ausgespielt. Noch während der Herrschaft *Philipps II.* war Frankreich vornämlich in allen äusseren Bezügen überwiegend maassgebend geworden. Schon was in den letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts von spanischer Weise erübrigte, trug ein stark französirtes Gepräge, beruhte auch bereits fast überall, unabhängig von Spanien, auf heimischer Ueberlieferung. Nur Spanien selbst war, in seiner Erstarrung, unverrückbar stehen geblieben. So trat es das neue Jahrhundert an, ohne Mittel und Aussicht zu etwaiger Wiederbelebung. Das von *Philipp II.* einmal heraufbeschworene innere Verderben gestattete eine Heilung nicht mehr. Die ganz in seinem finsternen Geiste von *Philipp III.* (1598—1621) seit 1610 durchgeführte Vertreibung der noch übrigen „Mauriken,“ wodurch dem Lande in sechsmalhunderttausend fleissigen Arbeitern nun auch der letzte Rest von fördernder Betriebsamkeit entzogen wurde, war eine der nächsten Folgerungen. Doch nicht genug an solcher Entvölkerung, sollte das Land, auch noch ausser dem harten Drucke seiner zugleich durch Grundbesitz übermächtigen Geistlichkeit, den rücksichtslos unklugen Maassnahmen der von *Philipp* eingesetzten Ministerregierung unterliegen. Was *Philipp* bei seiner Unfähigkeit weder erkannte noch zu bessern vermochte, das wusste sein ebenso unfähiger, doch überdies gewissenloser Rath und Günstling *Graf von Lerma* nur zu wohl auf Kosten des Volks für sich und die „Kirche“ auszubeuten. Gleichwie in den staatlichen Angelegenheiten, so auch hinsichtlich der inneren Verwaltung gänzlich verkehrt verfahren, beeiferte man sich geradezu den Verfall zu beschleunigen. Nichts half es mehr, dass sich einzelne hellblickende Männer freimüthig

dagegen erhoben. Man hörte sie nicht, oder wo man wirklich versuchte ihnen zu folgen, zeigte sich nur zu klar, dass es zu einer Besserung zu spät sei. Die Entvölkerung nahm beständig zu. Der Mittelstand vor allem schwand dahin; bald gab es nur noch Reiche und Arme. Die Zügellosigkeit griff tiefer um sich, mit ihr die Entsittlichung. Selbst *Philipp*, obschon vom täuschenden Glanze seines Königthums umgeben, vermochte sich dem nicht mehr zu verschliessen. Aber da er nun auch selber, kurz vor seinem Tode anordnete, über die Mittel nachzuforschen wie Dem zu helfen sei, fanden sich der Schäden so viele und die Mittel, wie Beschränkung des Hofaufwands, gerechte Aemterverleihung, Verminderung der Möncherei, bessere Leitung des Aussenhandels, der inneren Verwaltung u. s. f., so wenig durchführbar, dass es wesentlich bei Berathungen blieb. Auch wie es sich hiernach *Philipp IV.* (1621—1656) mit allem Eifer angelegen sein liess, den letzten Bestrebungen seines Vorgängers nachdrücklich Folge zu geben, und wie wirksam auch sich hierin sein Rath, der *Herzog von Olivarez* bethätigte, ward doch auch dadurch kaum einiges erreicht; denn dem Gesamtübel gegenüber verlor es sich wie ein Tropfen im Sande. In das Unglück einmal hineingewöhnt, hatte sich der Blick verkürzt. Nicht mehr fähig die eigentlichen Quellen des Unheils zu erspähen, suchte man sie nebenher, und verhartete einseitig dem Uebel durch Abwehr von Geringfügigkeiten, durch beschränkende Aufwandgesetze, die überdies eher zum Nachtheil gereichten, und andere vielmehr schädliche Anordnungen zu begegnen. Zu kräftiger Fortführung der Kriege, wie selbst zur Sicherung des eigenen Besitzes, fehlte es zunehmend an Mitteln. Der Kampf in den Niederlanden allein hatte sie nahezu erschöpft. Die Länderverluste mehrten sich ohne dass die Krone noch auf Ersatz zu rechnen vermochte. Die Kolonien, zum Theil verloren, lagen darnieder. Und während man sich in den Verlust von Portugal (um 1640) fast widerstandslos fügen musste, erhoben sich in eben dem Jahr, zu den fortdauernden Unruhen in Neapel und Sicilien, das bedrückte Catalonien, Navarra und Aragonien zu einem Gegenkampfe, der erst nach zwölf Jahren endete. Bei alledem fuhr die Krone fort, in ängstlicher Wahrung ihrer Weihe und ihres weltlichen Glanzes ungeschmälert zu vergeuden. Als sie nach dem Tode *Philipps* (1665) an seinen minderjährigen Sohn *Karl II.* (bis 1700) fiel, hatte auch die Finanzzerrüttung ihren Gipfel erreicht. Die Länderverluste, nun hauptsächlich im Kriege mit Frankreich, währten fort, und was etwa noch zu vernichten war, wurde unter der Vormundschaft seiner Mutter, *Anna von Oestreich*, durch den von ihr begünstigten Jesuiten *Neithard* vollzogen. Dass sich der König endlich (um 1676) zu verselbständigen suchte, auch in *Juan d' Austria* eine Kraft fand, der es gelang die Wirrnisse wenigstens einigermassen aufzuhalten, blieb bei dem baldigen Tod

des letzteren (1679), und der abermaligen Erhebung *Anna's von Oestreich*, eben auch nur ein schwacher Lichtblick. Die wenige Ordnung war bald zerstört, und in dem dauernden Kriege mit Frankreich häuften sich die Bedrängnisse. Selbst der Schein war nicht mehr zu wahren, die politische Ohnmacht nicht zu verbergen. Auch der König erkannte dies. Und da er ohne leibliche Erben war, beabsichtigte er seine Krone zwar auf Oestreich zu übertragen, verfügte jedoch im Testamente, durch äussere Verhältnisse veranlasst, zu Gunsten seines Feindes, Frankreichs.

Nach den Vorgängen unter *Philipp II.* (seit 1556) konnten diese Zustände, als eben nur die Folge der von ihm gefestigten Grundsätze, auf das Aussenleben und seine Form kaum noch einigen Eindruck machen. Beides, wie es bereits während seiner Herrschaft mit der Volksthümlichkeit selber verknöcherte, verblieb im Allgemeinen ohne wesentliche Wandlung. Das Alle gleich fest umschlingende Band eines einheitlichen Glaubens erhielt im Volke das Gefühl der Zusammengehörigkeit, verlieh ihm Kraft und Zähigkeit. Sein versteifter Ernst, sein hochfahrender Stolz und seine Anschauung von Würde, trieben es unwillkürlich an, dem Schicksale standhaft zu begegnen. Je mehr sich Unglück und Elend häuften, um so mehr aber nahm es Bedacht der „*grandezza*“ nichts zu vergeben. Gerade gegenüber der Verarmung blieb Jeder um so eifriger bemüht solche durch sein äusseres Gebahren, durch prunkende Schau- stellung zu verbergen. Noch bis in die ersten Jahrzehnte der Regierung *Philipps IV.* (1621—1665) nahm der Aufwand, in den gewohnten Formen im Ganzen eher zu denn ab. Und auch noch nachdem die Mittellosigkeit allseitig tiefst um sich gegriffen hatte, hielt man an der steifen Würde fest und suchte ausserdem durch gesteigerten Scheinprunk zu imponiren. Freilich reimte sich dies schlecht mit den kläglichen Zuständen, ja gerieth auch mit ihnen selber allmählig in einen Widerspruch, so dass der Spanier den andern Völkern, zumal bei ihrer lebendigen Fortgestaltung, geradezu zum Gespötte ward. —

Die Niederlande sollten bald fühlen, dass mit ihrer Ablösung von Spanien zu Gunsten der Infantin *Isabella Eugenia* im Grunde nichts gewonnen sei. Die Verhältnisse drohten nicht nur mittelbar dieselben zu bleiben, vielmehr nahmen gleich mit dem Regierungsantritte *Philipps III.* von Spanien durch seine unklugen Eingriffe, namentlich in Betreff des Handels, eine so bedrohliche Wendung, dass sich die nördlichen Provinzen nur um so heftiger gedrungen fühlten den Kampf fortzuführen. Ueber die südlichen Gebiete, das eigentliche Belgien, hatte das Schicksal entschieden. Nicht mehr fähig sich von der spanischen Oberhoheit zu entlasten, blieben sie ihrem Drucke und ihrem Einflusse ausgesetzt. Indessen, wenn es auch gelang ihre einst so eifrigen protestantischen Bekenner grossentheils, und wie in Brabant sogar durchaus, in den Schoss

der alten Kirche zurückzuführen, waren sie doch ihrem Grundwesen nach mit dem eignen Lande zu eng verkettet und den Einwirkungen ihrer Nachbarländer viel zu entschieden ausgesetzt, als dass es möglich gewesen wäre sie nach Aussen abzuschliessen, ihre Volksthümlichkeit zu vernichten und sie etwa gewohnheitsmässig in die spanischen starren Formen zu zwingen. In diesem Punkt überliessen sie sich, obschon allerdings gedrückt und langsamer, der sich ausserhalb Spaniens allgemeiner vollziehenden Entwicklung; seit der Mitte des Jahrhunderts durch Frankreich hier um so mehr bestimmt, als *Ludwig XIV.* (seit 1666) auf Grund seines „Ansterberechts“ den Anspruch auf die Provinzen erhob, sie dauernd mit Krieg überzog und (seit 1678) eine nicht geringe Zahl ihrer Hauptplätze theils behielt, theils dazu eroberte. — Den nördlichen vereinten Provinzen, Holland, freilich war es vergönnt, sich in beharrlichem Fluge zu voller Selbständigkeit zu erheben. Unter Wahrung des Protestantismus in scharf ausgeprägter Form schritten sie nicht allein zur Freiheit, sondern auch, ungeachtet des verzehrenden Kriegs, in Erweiterung des Wohlstands rüstig vor, ihre Macht zugleich im Interesse des Handels bis in die fernsten und reichsten Ländergebiete ausdehnend. Schon nach dem ihnen von Spanien (um 1609) unabweislich zugestandenem zwölfjährigen Waffenstillstand, dadurch bereits ihre Unabhängigkeit wengleich nur schweigend anerkannt war, konnten sie in dem Bewusstsein eigenthätiger Errungenschaft der Zukunft fester entgegen gehen. So aber auch kraftvoll genug, um die nun auf eigenem Boden anhebenden Wirrnisse von aufkeimenden Herrschergelüsten und religiösen Spaltungen ohne Einbusse zu überdauern, führten sie denn, ebenso unbeirrt von den nach Ablauf des Waffenstillstands wieder aufgenommenen Kämpfen, ihre hohe Aufgabe zum Abschluss. Als die europäischen Mächte beim Vollzug des westphälischen Friedens (1648) selbst kein Bedenken mehr tragen durften, die Provinzen nun geradezu als unabhängig zu erklären, hatten sie sich Freiheit des Glaubens, der Verfassung und des Handels erkämpft, und waren, nach allen Richtungen blühend, im Besitze einer Seemacht und eines so ausgedehnten Handels, wie kein anderweitiger Staat. Abermals glücklich in Abwendung wieder auftauchender Bestrebungen nach alleiniger Oberherrschaft, vermochten sie nach dem Ableben *Wilhelms II. von Oranien* (um 1650) das Werk der Republik zu vollenden, freilich wohl ohne dass es gelang diese Verfassung zu behaupten, noch volle Ruhe zu gewinnen. Aber wengleich die Kriege mit England (1652—1654; 1665—1667), sowie auch die bürgerlichen Unruhen (1672), die volle Thatkraft beanspruchten, und die nunmehrige Erhebung *Wilhelms III. von Oranien* zum Statthalter (der vier Provinzen) mit der Erblichkeit der Würde die freie Verfassung einschränkte, war auch dies, unter den sonst so fest begründeten Zuständen,

für das Gemeinwesen überhaupt vielmehr fördernd als hinderlich. Die Kämpfe und sonstigen Wirrnisse erhielten die Kräfte in steter Spannung, und *Wilhelm III.*, wie er es verstand sich in seiner schwierigen Lage mit kluger Umsicht zu bewegen, wusste dem Volke zu genügen, ihm gedeihlich vorzuarbeiten.

Getragen von solchen Verhältnissen entfaltete sich der Charakter des Volks innerhalb seiner Grundbedingungen, und damit die Form des Lebens, zu einheitlich freierer Selbständigkeit. Von vornherein wesentlich dem Handel ergeben und auf Häufung von Reichthümern bedacht, nicht dem blinden Glücke vertrauend, immer sorgfältig berechnend, gewann die ihm dadurch geeignete Ruhe den Ausdruck von kaltem Ernst und strengerer Maasshaltigkeit. Gefestigt in der neuen Lehre als in einem schwer errungenen Gute, erstarkte das Gefühl für Sittlichkeit und Wohlstand. Das Bewusstsein eigener Thatkraft, dauernd gesteigert durch die Erfolge, erweckte eine Selbstschätzung, welche, nicht ohne die Eigenheit von Ueberhebung anzunehmen, die Neigung sich innerlich abzuschliessen hervorrief und beförderte. Dem von den Fesseln der Ueberlieferung befreiten Verstande offenen Blicks folgend, doch gleich weit entfernt sich von ihm beherrschen zu lassen, sondern auch den tieferen Regungen des Gemüths ihr Recht bewahrend, wuchs das Verständniss für die Natur und der Sinn für Natürlichkeit. Sowohl den höheren Reizen des Daseins, wie den Künsten und Wissenschaften, als auch den äusseren Lebensgenüssen in gleichem Maasse zugewandt, erhielt mithin die Lebensform das Gepräge von einer auf gemeinsamem Wohlstande beruhenden, im Selbstgenügen geräuschlos geniessenden, mehr behäbig, als etwa nach Rang und Stand ceremoniös, abgemessenen Haltung. —

Frankreich, durch *Heinrich IV.* von den Greueln der Anarchie errettet und wiederum zu geschlossener Macht erhoben, hätte wohl auf so gefestigtem Grunde zu fernerm Gedeihen fortbauen können. Aber *Ludwig XIII.* war nicht *Heinrich IV.*, und die Bevormundung seiner Mutter, der katholischen *Maria von Medicis*, bei ihrer ungemainen Verschwendung, als auch die Entlassung *Sully's*, eben am wenigsten dazu angethan. Gleich mit neuen Steuerauflagen und bedrohlichen Einschränkungen der Glaubensfreiheit vorgehend, rücksichtslos nur auf Vergrößerung der königlichen Macht im Innern bedacht, war das Fundament bald gelockert, das Reich abermals dem Getriebe der Parteiungen bloss gestellt. Die Verbindung des Königs durch seine Verheirathung mit *Anna von Oestreich* (1615) mit Spanien, der ungeachtet seiner Verselbständigung (1614) fortdauernde Einfluss seiner Mutter, im Verein mit *Richelieus* (seit 1624) sich zur Unumschränktheit erhebenden Gewaltherrschaft, die ihre Fäden nach allen Seiten nur zu geschickt zu verknüpfen wusste, gaben sowohl dem im eignen Lande angefachten Brand, als auch den

kriegerischen Beziehungen, noch unterstützt durch das von ihm eingeführte Gesandtschaftswesen, zunehmend neue Nahrung. Nach Aussen allerdings gesichert, auch, freilich mit auf Kosten des bürgerlichen Wohlstands, an Hilfsmitteln reich genug, befand sich das Land doch hinsichtlich seiner inneren Zustände, der Gegenstellung der Parteien, der Vertheilung des Besitzes, der Stellung der Stände zu einander, des Aufwands und der Entsittlichung, bald nahezu auf demselben Punkte, wie vor *Heinrich IV.* Die tiefentsittlichende Weiberwirthschaft setzte sich überdies als Erbtheil fort. Denn wenn auch *Ludwig XIII.* selber kaum einigen Sinn dafür mitbrachte, vielmehr, einzig ausser der Jagd, eine düstere Ruhe liebte, auch *Richelieu* eine tiefere Neigung zum anderen Geschlechte weder kannte noch zu würdigen vermochte, und sich nun auch das Leben am Hofe demgemäss zusammenzog, bewirkte dies wohl eine Wandlung der Form, doch ohne am Kerne etwas zu bessern. Nur das äussere Verhalten änderte sich. Und während es jetzt bei den Männern von oben herab üblich wurde den Weibern mit Gleichgültigkeit zu begegnen, sie scheinbar zu vernachlässigen, begannen nun sie alle Reize der Verführung um so freier wirken zu lassen. So dies aber nun von einzelnen geistvollen Schönen, wie *Marion de Lormes* und *Ninon de Lenelos*, nämlich zu einer Kunst ausgebildet, galt denn die Erlernung solcher Kunst bald selbst in den mittleren Ständen als ein nothwendiges Erforderniss standesgemässer Jugendziehung. — Freilich wohl hatte dies eine Kehrseite. Nicht allein dass in dem an sich schwer belasteten Bürgerthum ein Widerspruch gegen solches Verhalten fortlebte, ja sich steigerte, fehlte es auch nicht an vornehmen Damen, welche im beschämenden Gefühl der Entwerthung ihres Geschlechts theils in Rückblick auf ihre Jugend zu eifriger Frömmigkeit umschlugen, auch wohl beschlossen ihre Sünden in einem Kloster abzubüssen, theils sich aber aus dem Getriebe der grossen Gesellschaft zurückzogen, um sich, zu eigener Genugthuung, ernsteren Dingen zuzuwenden, sich wissenschaftlich zu bethätigen. Im Ganzen jedoch war die Kehrseite immerhin auch schon von der Beize der grossen Gesellschaft zu stark durchdrungen, als dass es der letzteren zu einem gedeihlichen Vorbilde hätte dienen können. Dies liess die einmal allgemein gewohnte äussere Form nicht mehr zu. Sie aber, so der Zerfahrenheit der Zustände gemäss gefestigt, bildete beim weiblichen Geschlechte mit kaum fühlbaren Ausnahmen eine in Sprechweise, Geberde und That bis zur Ueberfeinerung erheuchelte Natürlichkeit, sinnlich geschraubt bis zur Gunstverschwendung, und beim männlichen Geschlechte eine Art von selbstbewusster straffer Ungezwungenheit, von leichtthin bemessner Höflichkeit, mit einem Anflug von eigenwilliger ziemlich derber Schönthuerei; dies, überwiegend in der Absicht der männlichen Würde nichts zu vergeben, gemeinhin bis zur Prahlerei, sogar bis zu einem leichtfertigen Spielen mit dem Leben über-

trieben. Zweikämpfe, meist um Lappereien, gehörten mit zur Tagesordnung. Und wenn dadurch schon während der nur kurzen Regierung *Heinrichs IV.* nahezu an viertausend Edelleute ihr Leben verloren, wurde selbst eine solche Summe unter *Ludwig XIII.* verhältnissmässig weit übertroffen.

Ludwigs XIII. Tod (1643) und das Ableben *Richelieu's* (1642) berührten diese Zustände wenig. Der Nachfolger des letzteren, *Mazarin*, war den Weibern abhold, ja geradezu ein Weiberfeind, und *Anna von Oestreich*, nun Regentin für ihren noch nicht mündigen Sohn, *Ludwig XIV.*, trotz ihrer spanischen Erziehung, in den herrschenden Ton hineingewöhnt. Auch selber keineswegs unbescholten, liess sie den Weibern freies Spiel, wogegen die Männer nun ihr Gebahren vorzugsweise gegen diese, eben gefördert durch *Mazarin*, mehrentheils geradezu absichtlich fast zur Formlosigkeit steigerten. Von einer zarteren Anstandsform war überhaupt kaum mehr die Rede, und wo sich etwa noch Sittlichkeit zeigte, wurde sie gleichsam als ungereimt spöttisch belächelt oder angestaunt. Dennoch war sie nicht gänzlich verschwunden, auch ebensowenig etwa jede höhere Regung erstickt worden. Noch gab es auch beim weiblichen Geschlechte immerhin Ausnahmen, welche sowohl fähig waren sich für eine Idee zu begeistern und für sie, wie dies einzelne Damen in den Unruhen der „Fronde“ (1648—1654) überraschend bethätigten, selbst in höchster männlicher Kühnheit mit ihrem Leben einzustehn, als auch der Zügellosigkeit mit Geist und Maass zu begegnen. — Aus der Zahl derer, die sich seit länger von der wogenden Gesellschaft zu würdiger Bethätigung, auf sich zurückgezogen hatten, erhoben sich die *Marquise de Sablé* und nach ihr insbesondere die *Marquise de Rambouillet* zu Mittelpunkten eines Kreises von Gleichgesinnten beiderlei Geschlechts, welcher, zugleich mitbegünstigt durch das ihm entsprechende spanische Wesen der Königin *Anna*, schnell an Umfang und Bedeutung wuchs. Wesentlich eine schönggeistige, wissenschaftliche Richtung verfolgend, mithin auch das äussere Gebahren demgemäss regelnd und beschränkend, galt dieser Kreis bald allgemein als das Muster guten Geschmacks, und trug so vor allem dazu bei, beim weiblichen Geschlechte das Bestreben nach geistiger Bildung zu befördern. Bei der dem Geschlechte eignen Empfänglichkeit und Willenskraft mehrte sich demzufolge die Zahl gelehrter Weiber ziemlich rasch, während die Männer, bei alledem stets mehr nach Aussen hin verharrend, weit hinter ihnen zurückblieben. Aber wie vortheilhaft sich das Wesen dieses Kreises äusserte, indem es den Sinn dem Geist unterwarf, überdies dem äusseren Verhalten der Geschlechter zu einander eine würdigere Form anwies, führte doch auch sein einseitiges Ziel immer möglichst geistreich zu sein, wie auch den Damen nur geistig zu huldigen, in Denken, Sprechen und Verkehrsart von der Natürlichkeit weit ab, zu einer selbstgefälligen, ge-

schraubten, verschnörkelten Manier, welche denn gerade im Gegensatz zu der sonstigen, herrschenden Haltung nur um so auffälliger erscheinen musste. Auch glaubte man sich nun innerhalb einer derartigen Ausdruckweise wiederum Alles erlauben zu dürfen, so dass eben im Punkte der Sittlichkeit allerdings nicht viel gewonnen ward. Zudem bildeten sich daneben ähnliche Gesellschaften aus, welche weder selbst nur den Schein einer Sittenstrenge erstrebten, noch, wie unter anderem der Kreis der *Herzogin von Longueville*, dauernd zu bewahren vermochten. Doch blieb die geistige Ueberlegenheit der Weiber über die Männer nicht ohne Erfolg.

Wie die Zustände einmal tiefst zerklüftet, wirr verschoben lagen, bedurfte es freilich schon einer absonderlichen Kraft, um ihnen nur einigermaßen Gestalt und Halt zu geben. Die Weise, welche *Ludwig XIV.* gleich bei seinem Regierungsantritte (1651) beobachtete, die Art in der er nach wenigen Jahren (1654) im Jagdkleide mit der Reitgerte das widerspenstige Parlamente für immer einzuschüchtern wusste, zeigte dass er mindestens nicht gesonnen sei, sich irgend beschränken zu lassen. Unter der Vormundschaft seiner Mutter und *Mazarins* rücksichtslosem Vorgehen aufgewachsen im Volksbegriff absoluter Herrschermacht und in Willkür von Zerstreuungen, schön von Gestalt, geistig beschränkt, mithin bis zum Aeussersten eitel und so Alles nur auf sein Ich beziehend, konnte er aber auch um so bewusster auftreten, als er über ein Volk gebot, welches seit lange herangewöhnt war in seinem Herrscher und dem ihn umgebenden Glanz die Verkörperung unumschränkter Machtvollkommenheit zu erblicken. So auch vom Volke mit Jubel begrüsst, ja im glücklichen Verfolg seiner sich weit verzweigenden Kriege bis zur Vergötterung erhoben und in seinen friedlichen Unternehmungen, den umfassenden Kunstbauten, der Förderung der Wissenschaften, der ungemessenen Verschwendung in Steigerung des Hofaufwands, in Festlichkeiten u. s. f. vom Volke angestaunt und bewundert, übersah das Volk, von solchem Ruhme fast geblendet, nahezu an dreissig Jahren, dass Alles dies sein „grosser“ König lediglich seiner Selbst willen, eben nur um unter den Grossen als der Grösste erachtet zu werden, auf Kosten des Gemeinwohls betreibe. Allerdings erreichte er, dass man ihn den „Einzigen“ nannte; auch, gestützt auf einen Minister wie *Colbert* (seit 1650), der durch umsichtige Förderung des Handels und der Gewerthätigkeit stets neue Mittel zu schaffen wusste, die Erfüllung von dessen Wort „dass sich die französische Sprache in Europa verallgemeinere und die französischen Modeformen alle Völker der ganzen Welt Frankreich dauernd geneigt machen müsse;“ nicht minder auch gewann er auf Grund des von *Richelieu* begonnenen und von *Mazarin* fortgeführten Verbindungssystems mit den übrigen Reichen den weitüberwiegenden Einfluss auf das

Staatensystem überhaupt, wie auch durch die von ihm beständig in Waffen unterhaltene, von dem kriegslustigen *Louvois* stets ergänzte Heeresmacht die Meinung unüberwindlich zu sein, als auch den freilich von ihm selbst am wenigsten verdienten Ruhm, sein Reich zum Angelpunkt der Kultur und zum Hauptstaat von Europa gemacht zu haben, — doch das Eine erreichte er nicht, da er es nicht zu erstreben vermochte, sein Volk von der inneren Verderbniss zu retten, es vor Elend zu bewahren, und den eigenen Ruhm dauernd zu festigen. Alles was ausser ihm bestand, sein gesamntes Unterthanthum, galt ihm völlig als Nebensache, als lediglich dazu bestimmt mit Blut und Gut unbedingt ihm zu dienen. Mit dessen Besitzthum rücksichtslos schaltend, gerieth er bei gereiften Jahren einmal selber darüber in Zweifel, ob solches auch rechtmässig sei. Aber sein Alles beschönigender „würdiger“ Beichtvater *Letellier* wusste ihn auch in diesem Fall mit der Selbstverständlichkeit zu beruhigen. Dass *Ludwig XIV.*, und mit ihm was zum Hofe zählte, in Prachtaufwand maasslos verschwendete, wäre wohl, da die Summen dafür zum grossen Theil im Lande umliefen, dem allgemeinen Wohlstand eher fördernd als hemmend gewesen; schädlich aber war, dass er den Hof, zur Steigerung des Glanzes nur seiner Person, zum alleinigen Sammelpunkte eines ehrsüchtigen Reichthums erhob und still gebieterisch verlangte, dass Alles was als irgend vornehm und gebildet gelten wolle sich um ihn, gleich wie um eine Sonne, feierlichst vereinige. Denn hiermit sah sich namentlich fast der gesammte besitzende Adel freiwillig und unfreiwillig veranlasst, dem stummen Befehle nachzukommen, und fremden Händen die Verwaltung seiner Güter zu vertrauen, welche nun theils gewissenlos theils mangelhaft bewirthschaftet, vielfach in Verfall geriethen, was denn freilich auch auf die Gesammtheit höchst verderblich zurückwirkte. Jedoch sich darüber zu erklären oder zu Gunsten des Gemeinwohls etwa dagegen aufzutreten, auch wenn es dazu an Einsicht nicht fehlte, wäre Angesichts des Königs ein verbrecherisches Wagstück gewesen. Selbst *Colberts* erfolgreiche Finanzthätigkeit bezog sich wesentlich nur auf ihn, auf Vermehrung seiner Einkünfte. Ihn und den wilden *Louvois*, der ähnlich für die Kriegsmacht sorgte, konnte der König nicht entbehren. Sonst aber war ihm bei seiner Beschränktheit, bei seiner Eitelkeit einzig zu glänzen, jede wahrhaft bedeutende Kraft zu unbequem, um sie neben sich zu dulden, geschweige denn heranzuziehen. Nur die in Bewunderung seiner Person ersterbende, geschmeidige Mittelmässigkeit fand bei ihm gnädige Förderung. Doch, da eben allein in sich verliebt und in der Selbsttäuschung befangen, dass ausser ihm Niemand zu herrschen vermöge, ward gerade er nur um so leichter von Schmeichlern und seinen Maitressen beherrscht. Kaum noch ein König unterlag dem Einflusse seiner Weiber so dauernd als *Ludwig XIV.*, obschon er

von ihnen nicht ein einziges wahrhaft liebte, vielleicht ausgenommen nur seine frühesten Neigungen, die liebenswürdige *Mancini* und die schöne *La Valière*. Auch das Weib, das er erwählte, galt ihm als nur dazu bestimmt willenlos seinen Launen und seiner Eigenliebe zu dienen.

Indessen wie *Ludwig XIV.* die eigentliche Maitressenwirthschaft von neuem belebte, so änderte sich auch gleichermassen die Stellung des weiblichen Geschlechts. Das Weib gewann in den Augen des Mannes, wenn freilich auch nur nach der Richtung, abermals an Werthschätzung, was denn zugleich nicht ohne Wirkung auf die Form des Lebens blieb. Der König selber ging darin voran. Wohl nicht ohne Einfluss seiner Mutter, als Spanierin, auf seine Erziehung, beobachtete er seit früher Jugend der Gesellschaft gegenüber eine wohlgemessene Höflichkeit, insonderheit aber gegen die Damen, ohne Rücksicht auf ihren Rang, einen edelmännischen Anstand. Allerdings war dies rein äusserlich, ja fand selbst sein Gegenbild in der sonst schonungslosen Weise, in der er mit seinen Weibern verfuhr, wurde jedoch nunmehr allgemein und gab so dem Verkehr beider Geschlechter wenigstens eine leidliche Tünche, indessen den Weibern auch wieder ein Mittel sich durch berechnende Zurückhaltung um so höher zu verwerthen. Auch war die Beobachtung solcher Form, namentlich im Gegensatz zu der offenkundigen Entsittlichung, eben nur einer der vielen Widersprüche, in denen sich *Ludwig XIV.*, recht eigentlich als ein Kind seiner Zeit, bis an sein Ende hin bewegte. Indem er den Adel um sich vereinte, um den Glanz seiner Person zu erhöhen, veranlasste er ihn absichtlich sich dennoch zu ruiniren, und, um stets der Erste zu sein, verwischte er seiner Person gegenüber jeden Stand- und Rangunterschied. An seinem Hofe einerseits die grösste Freiheit zulassend, führte er andererseits das steifste, weiteste und strengst ausgebildete Ceremonienwesen ein. Und während er so den Adelstand sich gegenüber vernichtete, trennte er ihn zugleich unter einander und so auch, in absteigenden Graden, die übrigen nichtadligen Stände, sie sämmtlich zu seinen Dienern machend. Ueberprächtigt in Ausstattung seiner Umgebung und seiner sich fast überstürzenden Festlichkeiten, wobei Pracht und Geschmacklosigkeit mit Grösse und Leerheit wetteiferten, maasslos in Vergeudung von Summen für lediglich ruhmsüchtige Kriege und zahlreiche Abhängigkeitsgehälter für fremde Fürsten u. A., blieb er von dem Elend und Jammer neben sich völlig unberührt; dies Alles in stetem Widerspiel von Frommthuerei und Ausschweifung, von Verfeinerung der Anstandsform und grösster Verletzung einfachster Sitte, von geschraubter Verehrung der Weiber und Verhöhnung ihres Geschlechts, von äusserer Förderung der Wissenschaft und innerer Verachtung derselben, begrenzt durch den Mangel an Aufklärung, und im Grunde nur tiefer belebt von den Damen, in welchen sich eine höhere, zum Theil selbst gelehrte Bildung fand.

Und wie der König, so die Uebrigen. Sein Verhalten war für das Verhalten im Allgemeinen unbedingt maassgebend. „Der Fürst“ — wie daher *Montesquieu* sagen konnte, — „drückt die Eigenheit seines Geistes dem Hofe auf, der Hof der Hauptstadt und die Hauptstadt den Provinzen.“ Ganz ähnlich wie am Hofe zu Versailles bewegte man sich in den engeren Kreisen der Prinzen, des Adels und der sonstigen Vornehmen; auch die mittleren Stände ahmten dem nach. Mit der anstandsmässigeren, bloss äusseren Form, ward für die Sittlichkeit nichts gewonnen. Wie sich die Weiber dem anderen Geschlechte gegenüber einmal entwerthet hatten, änderte sich in der Anschauungsweise über sie im Ganzen sehr wenig. Die offene Maitressenwirthschaft aber reizte sie vielleicht noch heftiger, sich den Männern geneigt zu zeigen, sie zu besiegen um sie zu beherrschen. Ja, und um solches Ziel zu erreichen, wozu ihnen ihr geistiges Uebergewicht wesentlich zu statten kam, erlödteten sie nun geradezu, jede erdenkliche Intrigue versuchend, auch die letzten Spuren von Weiblichkeit. Keuschheit und eheliche Treue gehörten schon längst zu den Ungereimtheiten, wurden indessen jetzt namentlich innerhalb der vornehmeren Kreise gleichsam wie anstandswidrig verlacht. Beide Geschlechter, in der Empfindung für einander abgestumpft, verfielen in unnatürliche Laster. Unter einem pomphaft gespreizten äusserlichen Anstandsthum, übten sie die schamlosesten Ausschweifungen als selbstverständlich. Nicht nur dass Weiber selbst höchsten Ranges ihre Gunst für Geld verkauften, bezahlten sie ihre Bedienten dafür, dass sich diese gefällig erzeigten. Prunksucht, rohe Völlerei, Spielwuth, Verschwendung und Verschuldung überstiegen jedes Maass. Geld! ward die allgemeine Losung. Zahlreiche Männer aus der vornehmsten Klasse strebten ihre Verhältnisse durch reiche Heirathen, gleichviel aus welchem Stande, zu verbessern. Der heimliche Mord nahm überhand, ja wurde dergestalt geläufig, dass Einzelne, wie die beiden Weiber *La Vigoureux* und *La Voisin* (seit 1676), kaum noch ein Bedenken trugen die Giftmischerei zu einem fast offenkundigen Gewerbe zu machen.

Dass solcher Verkommenheit ungeachtet die Wissenschaften aufblühten und auch die Künste auf den von ihnen einmal eingeschlagenen Bahnen im Ganzen rüstig vorschritten, war freilich nicht, oder doch nur sehr mittelbar ein Verdienst *Ludwigs XIV.*, der keinen Sinn dafür mitbrachte, sondern fast einzig das Verdienst einer gebildeten Geistlichkeit und hauptsächlich des mittleren Standes, wo immerhin noch mehrentheils ein gesunderer Sinn, wie auch die Neigung zu geistiger Vertiefung fortwirkte. Mit der von dem Cardinal *Richelieu* gestifteten „Akademie“ wurde solchen Bestrebungen eine festere Stütze gegeben, mit der durch Schrift und Wort sich erweiternden Erkenntniss von den Ursachen der Dinge die Prüfung und das Urtheil geschärft. Je weiter man

sich einerseits von dem Natürlichen entfernte, um so höher stieg anderseits die Sehnsucht, sich dem wiederum zu nähern. Aber der Weg zu finden war schwierig, und noch schwieriger Maass zu halten. Indessen als in den höheren Ständen die Unnatur in starrer Gespreiztheit, in geistiger und äusserer manierterter Verschnörkelung ihren Höhepunkt erreichte, da waren dadurch auch die Gegner zur volleren Reife erzogen worden. In *Molière* fanden sie ihren Ausdruck. Und gleichwie es seinem Geiste gelang allen den Verschrobenheiten, zu welchen sich die „feine“ Gesellschaft verloren hatte, einzig durch die Aufführung seines geschärfte witzigen Lustspiels „*Les précieuses Ridicules*“ (1659) nachdrücklichst zu begegnen, so auch wirkte er überhaupt belebend zurück. Auf den verschiedensten Gebieten strebte der Geist sich zu befreien. Die Geistlichkeit versenkte sich in die Schätze des Alterthums, um sie sich zu eignen zu machen und der weiteren Forschung anheim zu geben. Auch vor Erörterung der tiefsten Fragen schreckte selbst sie nicht mehr zurück. Ein gleicher Eifer regte sich in Bearbeitung der Naturwissenschaft, wie nicht minder in der Geschichte und den abstrakten Wissenschaften. Vollzog sich Alles dies vorerst noch unter der geistigen Oberherrschaft des allgebietenden *Richelieu* mehr gebunden, einseitiger, langsamer, nahm es dann aber unter *Colbert* (seit 1657) in vielseitigster Gliederung einen um so freieren, rascheren Schwung. In den von ihm, in umsichtiger Würdigung dieser Bestrebungen für das Staatsleben, nun (bis 1671) zahlreicher begründeten Akademien, je eigens für alte Literatur, Mathematik und Naturwissenschaft, Bildhauerei, Malerei, Baukunst und Musik, fand denn jeder einzelne Zweig seine besondere Förderung. Die Fortschritte steigerten sich ungemein. *Auf jedem Gebiete erhoben sich Geister, welche die gerechte Bewunderung der gebildeten Mitwelt erregten und ihren Einfluss weit über die Grenze Frankreichs verbreiteten. Auch zählte dazu fortgesetzt keine geringe Zahl von Frauen, davon sich mehrere vorzugsweise in schönwissenschaftlicher Bethätigung durch feinen Geschmack auszeichneten. Ein solcher Vorzug des weiblichen Geschlechts behauptete sich auch in den höchsten Ständen, und blieb somit auch auf diese Stände nicht ohne einige wohlthätige Wirkung. Zu besonders gerühmten Vereinigungspunkten von Geist, Anmuth und reizvollem Anstand, entfalteten sich die kleineren Hofkreise der *Henriette von England* und der *Adelaide von Savoyen*.

Die bildenden Künste allerdings, mit vereinzelten Ausnahmen in der Malerei, vermochten nicht damit Schritt zu halten. Sie, da fast einzig im Dienste des Königs, blieben in ihrer von der Natur abgelenkten Richtung gebannt. Alle die durch den König dem Hofe, wie dem Leben im Allgemeinen aufgeprägten Widersprüche gleichsam krystallisirend, waren sie lebendiger Bewegung nicht fähig. Wie sich in ihnen nun zunehmend

vorzüglich aber im kunstbaulichen Betriebe, Massenhaftigkeit und Grossheit mit kleinlich schwülstiger Ueberladung, äussere Pracht und innere Leerheit, Natur und Zwang zur Unnatur, letzteres in der Gartenkunst selbst zu starrer Verkünstlung jeder irgend natürlichen Form, in seltsamer Mischung einigte, so auch setzte sich dies, ganz ähnlich wie das versteifte Hofceremoniel, ohne merkliche Wandlung fort. Dagegen ward die Gewerbtätigkeit durch *Colberts* unermüdlichen Eifer zu äusserster Regsamkeit angespornt und nach den verschiedensten Richtungen auf die sicheren Wege geführt den Betrieb des Auslandes nicht allein weit zu überholen, sondern von sich abhängig zu machen. Hauptträger dieser Bethätigung waren die mittleren Stände der *Hugenotten*, die überhaupt auch ausserdem, zumal bei dem Drucke, welchem sie nach *Heinrich IV.* ausgesetzt blieben, stets eine sittlichere Anschauung und einfachere Lebensform bewahrten. — Von nicht geringer Bedeutung wurde, dass aus der Mitte der alten Kirche in dem gelehrten *Cornelius Jansen*, Bischof zu Ypern, durch sein Buch „*Augustinus*,“ (seit 1640 wiederholentlich gedruckt), eine tiefer bewegende Kraft erstand, die, da sie den Jesuitismus angriff und diesem (seit 1661) durch die sich mehrenden *Jansenisten* eine Schranke zog, vielseitig höchst heilsam zurückwirkte.

Im Uebrigen bewegte sich die Gesellschaft auf den einmal gewohnten Bahnen. Obschon ihrem Getriebe nach abhängig von dem Gebahren des Königs, war sie indessen in ihrem Kerne bis zu einem Grad verderbt, dass selbst seine nunmehrige Wandlung sie nicht abzulenken vermochte. Nichts besserte es, dass der alternde König wie eine verbuhlte reinge Matrone zu kalter Frömmigkeit umschlug, und seit seiner geheimen Vermählung mit der betefreudigen *Scarron* (seit 1684) seinen überprächtigen Hof zu einem völlig freudeleeren, düstern Aufenthalt umschuf; im Punkte der Entsittlichung wurde damit nichts geändert, nur dass sie es für gerathen hielt die Maske der Heuchelei anzulegen. Wiederum nur die Form wechselte; doch jetzt um so entschiedner, als sich mit des Königs Frömmelerei die Frommthuererei hervordrängte, und zugleich mit ihrer Verbreitung der Einfluss seiner Maitresse wuchs. Was von den zahlreichen Weibern des Königs, wie vielfach sie ihn auch leiteten, keinem einzigen gelungen war, das gelang der anfänglich von ihm verschmähten, doch ebenso klugen als still beharrlichen *Madame Scarron-Maintenon*. Von der *La Vallière* bis zur *Montespan*, von ihr bis zur geistlosen *Fontange*, und von dieser bis zur *Scarron* (gegen 1680), bestand die absolute Macht immerhin in der Person des Königs; die *Scarron* aber hatte ihm abgelauscht, wie man sich seiner bemächtigen könne, es verstanden über ihn die Alleinherrschaft zu gewinnen und bis zu seinem Tod zu behaupten. Die glänzende Mittelmässigkeit seiner Rätthe kam ihr zu statten;

die Geräuschlosigkeit mit welcher sie in scheinbar bescheidner Zurückhaltung alle Fäden zog und verknüpfte schützte sie vor jeder Gefahr.

Aber mit diesem Umschlage und der Verödung des Hoflebens, welcher nur sehr wenige Kreise, wie der des Herzogs *de Bourgogne*, doch auch nur für kurze Zeit ein Gegengewicht zu halten wagten, traten alsbald die tiefen Schäden um so fühlbarer hervor. Die fortdauernd rücksichtslose Vergeudung innerer und äusserer Kräfte, die Ruhmsucht des Königs der Einzige, der Allmächtige zu sein, die ihn zu steter Erweiterung seiner Vergrößerungspläne antrieb, hatten längst Maass und Ziel verloren. Der in Herbeischaffung von Mitteln unerschöpfliche *Colbert* war todt (1683), und sein Nachfolger *Letellier* den Verhältnissen wenig gewachsen. Die Finanzzerrüttung offenbarte sich schnell, ohne dass sich der König irgend in seinen Plänen beirren liess. Ungeachtet er im Kampfe nahezu mit halb Europa beständig vom Glücke begünstigt gewesen und zur allseitig höchstgebietenden Macht gehoben worden war, folgte er seinen Eroberungsgelüsten nun erst vollends unumschränkt. Mit allen Nachbarstaaten im Kriege, reizte er deren Erbitterung. Doch als er gar in blindem Wahn (1685) das Edict von Nantes aufhob, wodurch er überdies bei weitem mehr als eine halbe Million der betriebsamsten Arbeiter mit ihren Kapitalien aus dem eignen Lande entfernte, zugleich die protestantischen Mächte gegen sich aufs tiefste erregte, da war es auch mit ihm abgethan. Der Geldmangel war nicht mehr zu bewältigen, ja schon um 1689 der Staatsschatz derartig geschwächt, dass nicht einmal die fälligen Gehälter an die Beamten gezahlt werden konnten. Alles vereinte sich gegen ihn, um seinen Uebermuth zu brechen, ihn die Nichtigkeit irdischer Grösse in herbster Gestalt fühlen zu lassen. — Als auf dem grossen Congress zu Rysswik (um 1697) die Friedensschlüsse endeten, war die gegenseitige Freiheit und Unabhängigkeit der Staaten im Ganzen behauptet und sicher gestellt, in Frankreich dagegen der Handel gestört, das Land seiner besten Arbeiter beraubt, verödet, arm, und mit einer Schuld von neunhundert Millionen Franken belastet. Der einst so vergötterte König aber siechte in Missachtung dahin, selbst im Sterben (1715) auch von der nächsten Umgebung verlassen. Doch die eine Genugthuung blieb dem Volke allerdings, fast überall durch seine Form und geistige Kultur gesiegt zu haben. —

England ging in engerer Geschlossenheit, unberührter von dem Aussengetriebe, seinen eigenen Weg. Wohlgeordnet, in sich gekräftigt durch seine grosse Königin, im Handel und Gewerbe erblüht, gestützt und gefestigt durch die Erfolge der von ihr geschaffnen Seemacht, kam es, fast uneingedenk seines wiedergewonnenen Freiheitsstolzes, seinem Könige, *Jakob I.* (1603) entgegen. Auch der König versäumte nicht, sich in Allem geneigt zu erweisen. Indessen, so wenig er vermochte

die ihm angeborene Furchtsamkeit zu überwinden, ebenso wenig vermochte er das Blut der *Stuarts* zu verleugnen. Nur zu bald sollte es sich zeigen. Unfähig, in der Vereinbarung der Regierung und dem Volke das Mittel seiner Macht zu erkennen, im absolutistischen Wahne vielmehr dahin zielend beides zu trennen, zudem in seiner Vorliebe für theologische Streitigkeiten die Spaltungen zwischen den Katholiken, Puritanern und Episcopalen, unter Begünstigung der letzteren erweiternd, auch durch die eigenwillige Vereinigung Englands und Schottlands zu „Grössbritannien“ den Parlamentswillen tief verletzend, erregte er fast in allen Kreisen den bittersten Unwillen gegen sich. Denn dass der König infolge der „Pulverschöpfung“ (1605), als ihre vermeintlichen Urheber die Jesuiten verbannte und die Katholiken hart beschränkte, kam wohl den Andersgläubigen zu Gute, konnte ihn jedoch in der Meinung auch der letzteren nicht heben, als es ja eben lediglich aus Rücksicht auf seine Person geschah, und er überdies gegen die Puritaner nicht minder unduldsam verfuhr. Dazu seine Wechselbündnisse zwischen Frankreich und Spanien, wie auch die durch seinen allmächtigen Günstling, den eiteln *Herzog von Buckingham* genährte Verschwendung im Staatshaushalt, die dadurch mitveranlassten ausserordentlichen Geldforderungen und willkürlichen Steuerauflagen: — Dies Alles, vermehrt durch die krankhafte, schwächlich-friedliche Eigenheit seines Wesens, veränderte in den nur zwei Jahrzehnten bis zu seinem Dahinscheiden (1625) die inneren Zustände in einem Grade, so dass als sein Sohn, *Karl I.* den Thron bestieg, das Volk von dem Rechte eines Herrschers und seinem Rechte eine andere, reifere Anschauung gewonnen hatte. So fand denn *Karl*, wie einnehmend, geistvoll und gütig er auch erschien, gleich bei weitem mehr Misstrauen als offnes Entgegenkommen. Ausserdem aber war die Weise, in welcher auch er sich, als ein *Stuart*, nur absolutistisch zu bewegen vermochte, nun noch weniger geeignet Vertrauen zu erwecken. Schon dass er in *Henriette von Frankreich* eine katholische Königin einführte, auch den missliebigen *Herzog von Buckingham* fortzuschalten liess, und ungeachtet einer Staatschuld von siebenmalhunderttausend Pfund gleich, ohne zwingende Veranlassung, das Land in Kriege verwickelte, die, ohnehin schlecht geführt, dem Waffenruhm schadeten, machte ihn zum Gegenstande allgemeiner Missachtung. Das Volk eben hatte sich fühlen gelernt, und je weiter sich der König in seinem Absolutismus verlor, um so mehr trug er selbst dazu bei das Volksbewusstsein zu kräftigen. Willkürlich vorgehend mit Auflösung und Wiederberufung des Parlaments, mit Drohungen bis zur Gewaltthätigkeit seiner nicht gefügigen Mitglieder, löste er das gesetzliche Band, den Widerspruch gegen sich verschärfend. Einstweilen noch fand er in *Buckingham* gleichsam einen Ableiter. Indessen, als dieser dem Volkshasse erlegen war, und nun der

Einfluss der Königin auf die Massnahmen des Königs wuchs, da auch wurde ihm alsbald jeder Weg zu einer Ausgleichung abgeschnitten. Noch musste sich das Parlament allerdings, wegen Verweigerung des Pfund- und Tonnengeldes, seine Auflösung gefallen lassen, auch, dass sich der König anmaasste allein zu regieren und während elf Jahren (1629—1641) unumschränkt schaltete, widergesetzlich Steuern erhob, indem man am Hofe selber in Festlichkeiten aller Art, in Schauspielen, Mummereien, Trinkgelagen u. s. f. ungemessen vergeudete; doch hatte es auch eben nur noch eines solchen Gebahrens bedurft, um die Gegenkräfte zu entfesseln. Neben den niedergehaltenen, aber aufs schärfste gespannten Stimmen, begannen sich, angereizt von dem üppigen Treiben des Hofes, auch Stimmen im puritanischen Geiste jetzt laut, und wie die des starren *Prynne*, in bedrohlichster Form zu äussern. Dass man die Sprecher hart bestrafte, machte sie nur beharrlicher, gab ihren Worten so gewichtigeren Nachdruck. Auch diese Mahnung ging verloren; noch immer vermeinte der König, die Dinge wohl zu bewältigen. Aber liessen auch in England die Bekenner der englischen Kirche mit verhaltenem Grimme geschehen, dass ihre Kirche durch *William Laud*, *Erzbischof von Canterbury*, und *Thomas Wentwort*, *Graf von Strafford*, katholisch geschmückt, und ihre Liturgie wiederum mit katholischen Formen gemischt ward, erhob sich doch sofort ganz Schottland gegen die im Widerspruche mit seinem Parlamente (1637) aufgedrungne Verordnung, der gleichen Liturgie zu folgen. Hier zuerst sollte der König fühlen, dass seine von ihm gewähnte Allmacht doch nicht weiter reiche als seine Kraft. Und da sich die Schotten nun, gleichwie gegen die Katholiken, gegen die Episcopalen verbanden, auch keineswegs gestimmt waren den Unterhandlungen nachzugeben, sondern ihr Recht mit dem Schwert zu behaupten, machte sich der König überdies wieder abhängig vom Parlament, indem er sich gezwungen sah es (1640) zu berufen. Dies, wie sein fortgesetzt willkührliches Verfahren, und vor allem dass er mit den Aufständischen, zu denen sich die Puritaner schlugen, einen Separatfrieden schloss, musste denn wohl den Ausschlag geben. Der Fanatismus war erregt, war frei geworden, und da jetzt er, in den eifrigsten Puritanern das Unterhaus beherrschte, gab es hier keine Duldsamkeit mehr. Mit dem schwanken Unterhandeln war es vorüber, man forderte! Die Entauptung des *Lord Strafford*, die Flucht der übrigen königlichen Grosswürdenträger (1641) und die sofortige Besetzung ihrer Stellen durch Puritaner lehrte, welche Macht man bereits besass. Bei alledem indessen würde der König, auch selbst noch ungeachtet seiner Bemühung in Irland gegen seine Feinde zu werben, und trotz des dortigen blutigen Aufstands der Katholiken gegen die Protestanten, als dessen Urheber man ihn verschrie, dem Unglücke haben ausweichen können, wenn er nicht,

unbesonnen genug, in das ihm von den Puritanern gelegte Netz gegangen wäre. Jedoch mit seinem Erscheinen im Unterhause (1642) um die Beleidiger der Majestät, die es weigerte auszuliefern, persönlich in Verhaft zu nehmen, mit den darauf folgenden Tumulten und seinem Widerspruch der an ihn gestellten masslosen Forderungen, blieb die Scheidung zwischen ihm und dem Parlament unheilbar, der Bürgerkrieg unvermeidlich. Wurde nun auch die Partei des Königs, gestützt durch die Katholiken, durch die ihm zuströmenden Landadligen, die „Cavaliere,“ wachsend vermehrt, so bestand doch das Parlamentsheer, nächst der Masse des englischen Volks, die eben einzig für ihr Recht kämpfte, aus dem glaubensmuthigen schottischen Heer und fanatischen Puritanern, den von den Gegnern spöttisch sogenannten „Rundköpfen.“ Dem freilich war schwer zu widerstehen; noch um so schwieriger aber, nachdem der stets entschlossene, in der starren Zurschaustellung „reiner Gottseligkeit“ schlau gewandte *Oliver Cromwell* den Oberbefehl angetreten hatte. Nach der von dem Könige verlorenen Schlacht bei Marstonmoor (1644) konnte ihm auch nicht mehr helfen dass er sich mit den irländischen Katholiken noch fester verband. Der Boden wich unter seinen Füßen; und da er auch in der zweiten Hauptschlacht, bei Naseby (1645) unterlag, so war hiemit sein Schicksal beschlossen. Dass er sich den Schotten ergab, und dass diese ihn auslieferten, wäre noch kaum entscheidend gewesen; entscheidend war, dass er in die Hände der erst aus dem Heere hervorgegangenen „Independenten“ gerieth, an deren Spitze *Cromwell* stand, welche, ohne irgend eine weltliche Obermacht anzuerkennen, vermeinten oder vorgaben einzig und unmittelbar von göttlicher Eingebung bestimmt zu werden. Denn somit ward jede Einwendung gegen das über ihn gefällte Urtheil, welche die vor einer Gewaltthat mit Abscheu erfüllten noch übrigen zehn Pairs zu machen wagten, gleichwie durch Gotteswille vernichtet.

Mochte auch den Mord des Königs (1649) *Cromwell* noch so aufrichtig bereuen, lag nun ihm ob, sich zu behaupten. Jedoch auch dem war er gewachsen. Und wie es ihm vorerst als „Reichsverwalter,“ zugleich vom Glücke begünstigt gelang den rechtmässigen Nachfolger, *Karl II.* als „König von Irland“ (um 1650) aus Irland, und (um 1651) als „König von Schottland“ auch aus Schottland, zur Flucht nach Frankreich zu vertreiben, ebenso kühn entledigte er sich (1653) des Parlaments und befestigte als „Lord-Protector“ seine Macht. Die straffe Ordnung, die er hielt, die Sparsamkeit, die er beobachtete, seine Duldung der Religionsparteien und Einsetzung gerechter Richter, seine Haltung mit der nüchternen, einfachen, streng gemessenen Haltung seiner „Gottseligen,“ das Glück mit welchem er den Krieg mit Holland und Spanien (1658) endigte, liessen das Volk völlig übersehen, dass es unter Einbusse

jeglicher Freiheit einer Säbelherrschaft unterlag. Ja gegenüber seiner Festigkeit und seinem unausgesetzten Glücke, welches ihn selbst vor den ihn umschleichenden Gefahren der Gegenpartei bewahrte, verlor man sich in dem Grade bis zur Unterthänigkeit, dass man ihm, kurz vor seinem Tode (1658), den Königstitel antrug. Jedoch mit seinem Ableben schwand auch aus seinem Hause die Kraft. Als dann *Richard Cromwell* selber in Erkenntniss seiner Unfähigkeit seine Würde bald niederlegte, und das Reich sich nun nach zweijähriger abermaliger Zerrüttung gleichsam in sich erschöpft hatte, da endlich (um 1660) schlug die Stunde für *Karl II.* sich ohne einige Gefahr als königlicher Erbe anmelden zu lassen, was *General Monk*, Statthalter von Schottland, nach gehöriger Vorbereitung mit gewünschtem Erfolge that. —

Eine so tieferregende, lehrreiche Entfaltung der Dinge musste denn wohl auf das Leben überhaupt vielseitig gestaltend zurückwirken. Die unter der Herrschaft *Elisabeths* zu einer durchgängigeren Einheitlichkeit gefestigten Formen wurden gelockert, und durch die sich immer schärfer vollziehende Trennung der königlichen Obergewalt von dem Volksthum im engeren Sinne zunehmend bedingt, sich je besonders fortzubilden.

Das Königsthum und was zu ihm hielt, indem es die äussere Schranke im absolutistischen Sinne fester zog, überliess sich, ohne Rücksicht auf das Gemeinwesen, einer nur seiner würdig erscheinenden, eigens geschaffenen Lebensart. Ueberzeugt von einem göttlichen Rechte unumschränkter Herrschermacht, galt den *Stuarts*, auch was sie vollzogen, als das einzig Richtige, unantastbar Angemessene. So aber nur ihren Anschauungen, ihren Wünschen und Neigungen folgend, blieb ihr Verhalten auch für den Kreis, welcher sich um sie bewegte, wenn schon je weiter entfernt um so schwächer, immerhin im Ganzen maassgeblich. Der Prunk, der Glanz des Königthums mit dem ihm einmal angelebten ceremoniellen Formengepränge und seinen weitgreifenden Forderungen nahm in rasch wachsendem Grade zu. Und gleichwie sich der Aufwand am Hofe in Erweiterung des Hofstaats, in Vermehrung und Abwechslung von stets kostbareren Lustbarkeiten, wie nicht minder in Beschaffung aller Aussendinge steigerte, fand derselbe in jenen Kreisen verhältnissmässig Nachahmung.

Aber auch der weite Kreis des reicher begüterten Bürgerthums war, wie sich unter *Elisabeth* die Zustände herausbildeten, dem Verhalten des Hofes näher gerückt. Wenn schon bei dem in der britischen Volksthümlichkeit begründeten, zähen Festhalten an dem Herkommen, weit entfernt an die einmal gewohnte, schroffere Sonderung der Stände zu rühren, hatte sich doch zwischen ihm und den Vornehmen im Allgemeinen hinsichtlich der Lebensart, der eigentlichen Aeusserungsform, eine Ausgleichung mindestens angebahnt. Immerhin war, als *Jakob I.*,

den Thron bestieg, ein Unterschied zwischen den verschiedenen, jedoch gleichmässiger gebildeten Ständen, wenigstens in der Anschauung der bürgerlichen, weit mehr nur noch dem Rechtsbegriffe nach vorhanden, als, abgesehen von der religiösen Stellung, dem Gebahren nach bestimmter ersichtlich. Indessen wie es sich wandelte aussen, so auch wandelte es sich innen, und wiederum wie es sich wandelte innen, so auch wandelte es sich aussen. Je tiefer sich das Königsthum im Absolutismus verlor und dadurch den Widerspruch je heftiger herausforderte, um so mehr regte sich dieser nun auch gegen des Hofes wachsende Verschwendung, seine zunehmende Leichtfertigkeit und schroffere Abgrenzung. Ganz ähnlich wie sich das Königsthum in seinem Sinne schärfer abschloss, zog sich auch das Volksthum enger, zu mehrerer Selbstständigkeit zusammen. Sich aber zu jenem in allen Bezügen stets gegensätzlicher verhaltend, gewann denn mit der Festigung seiner Anschauung von seinem Rechte, und dem beharrlichen Bestreben nach Verwirklichung derselben, sein Gebahren nach Wesen und Form das immer entschiedener Gepräge von unerschütterlichem Ernst, entschlossener Ruhe und gediegener masshaltiger Einfachheit. Jedoch auch, wie sich nun mit der Wucht des Drucks und des Gegendrucks in ihm die Reibungen offenbarten, die Leidenschaften erregt wurden und um so heftiger entbrannten, je enger sich mit den rein staatlichen Fragen die religiösen Fragen verwebten, verlor seine Haltung, wie innerlich, so äusserlich an Einheitlichkeit. • Was die Gesinnung des Königs theilte, wie der (königliche) Adel und unter *Karl I.* auch namentlich die Katholiken, verhartete in der höfischen Weise oder schloss sich dieser an. Die nichtkönigliche Partei hingegen hielt an der von ihr gegensätzlich zum Hofe herausgebildeten Weise keineswegs durchweg gleichmässig fest. Es war dies wesentlich nur der Fall bei den der Zahl nach allerdings weit überwiegenden Bekennern der englischen Kirche, den „Episcopalen“, nicht aber bei den Protestanten, den „Presbyterianern“ oder „Puritanern“. Denn je mehr das Königsthum dem Katholicismus zuneigte, und dadurch sich vor allem diese um so tiefer betroffen fühlten, je fester noch traten sie zusammen, sich nun auch von jenen bestimmter absondernd. Gestählt in ihren Anschauungen einzig auf Verselbständigung und Sicherung nur ihrer Lehre bedacht, so gleichsam darin aufgehend, schlug in ihnen der Ernst zur Starrheit, die entschlossene Ruhe zum Fanatismus, und die maasshaltige Einfachheit zu selbstgefälliger Entsagung um. Zudem ging aus dem Puritanismus zugleich mit den „Independents“ noch eine eigene Form hervor. Sie sich als einzig von Gott abhängig, als von ihm unmittelbar begnadigte Werkzeuge seines Willens darstellend, behaupteten sich nicht allein in dem Grundwesen des Puritanismus, vielmehr steigerten dies allseitig, es mit ihrer „gottseligen Demuth“ und willenslosen Begeisterung mischend, bis zu

äusserster Uebertreibung. Doch war nun hiermit in dieser Richtung auch allerdings der Gipfel erreicht. Und wie *Cromwell*, da er ihn einnahm, dies wohl fühlend, selber einlenkte, nun auch jede Form duldete, und sogar sein eigenes Hauswesen weit mehr seiner Rangstellung entsprechend denn puritanistisch bestellen liess, bewegten sich alle diese Formen, jetzt unter zunehmender Abschwächung der starr-puritanischen, in seltsamer Mischung nebeneinander, sich dann auch, wie namentlich in der Verwirrung bis zur Ankunft *Karls II.*, gegenseitig mehr ausgleichend.

Dass bei Allendem Handel und Gewerbtthätigkeit nicht eigentlich litten, ja während der elfjährigen Alleinherrschaft *Karls I.* sogar erheblich stiegen, der allgemeine Wohlstand mithin kaum beeinträchtigt ward, kam solcher Ausgleichung zu Gute; noch mehr aber die Förderung welche beides sammt der Seemacht durch die „*Navigationsacte*“ (1651), durch die nun rasch wachsenden Niederlassungen in Nordamerika und Ostindien, als auch durch die Besitznahme Jamaikas, Mardyks und Dünkerkens (1657) erfuhr. Auch die Entfaltung der Wissenschaft trug das Ihrige dazu bei, obschon sie sich von der heftigen Bewegung der einander bekämpfenden Leidenschaften weniger frei zu erhalten vermochte. Sie indessen fand von vornherein im Königsthum selber eine Stütze; und wenn so allerdings von ihm auch wohl einseitiger gelenkt, doch auch wiederum in der Reibung der vielfach abweichenden Anschauungen, Meinungen und Urtheile, ein nur um so ausgedehnteres, freieres Gebiet selbstständiger Prüfung. Neben der Erforschung des Alterthums, der Geschichte und der Natur, vorzugsweise der Feststellung des Staats- und Völkerrechts zugewandt, trat sie, wie durch *Milton* ebenso eingehend, für die Freiheit im häuslichen, kirchlichen und staatlichen Verhalten auf, nach allen Richtungen um tiefere Begründung und Förderung sittlicher Wahrheit bemüht. — Wenn demgegenüber die bildenden Künste noch immer ziemlich zurückblieben, so fehlte es doch auch jetzt dafür weder an Sinn noch an Strebsamkeit. Ausserdem dass man den eignen Mangel vornämlich in der Malerei durch ausgezeichnete fremde Kräfte, nunnmehr, ähnlich wie einst durch *Holbein*, durch *Anton van Dyck* u. A. ersetzte, begannen sich in diesem Fache auch schon nicht unbedeutende heimische Kräfte, wie *William Dobson* und *George Jamesone*, hervorzuthun. Dass aber die Baukunst in zähem Festhalten an den altherkömmlichen Formen sich im Ganzen erst sehr spät zu einer Umwandlung im Sinne der mittleren Renaissance verstand, und hiernach bald in *Inigo Jones* (1572—1652) einen im Geiste des *Palladio* trefflich geschulnten Meister fand, war der Fortbildung des Geschmacks überhaupt nur förderlich, da es vor einer Nachahmung der allzu barocken Entartung schützte, zu welcher sich gerade diese Kunst und die damit enger verknüpften Kunstzweige auf festländischem Boden verloren.

Dass *Karl II.* ebenfalls ein *Stuart* war, das wusste man. Jedoch wie die Verhältnisse lagen, und wie er sich nun überdies Alles verheissend ankündigte, da war es wohl nichtsdestoweniger natürlich, dass man ihn (1660) mit aufrichtiger Freude empfing. Und wie gerechtfertigt musste nicht auch ein solches Entgegenkommen erscheinen, als er sofort zu seinen Räthen die volksthümlichsten Männer wählte, in Bestellung der Beamten ohne Parteirücksichten verfuhr, das Heer grösstentheils entliess, und selbst auch die kirchlichen Fragen zur Befriedigung erledigte. Indessen, als dies dann nur zu bald umschlug, sich zeigte, dass auch er weder geeignet noch gewillt sei dem Volksthume irgend tiefer Rechnung zu tragen — als sein Streben nach Unumschränktheit, seine Stellung zum Parlament, seine in Frankreich verderbten Sitten, seine ungemessene Verschwendung, vor allem aber seine Hinneigung zum Katholicismus offenbar wurde, — da freilich hätte es auch wohl nicht einmal mehr seiner Verheirathung mit der katholischen *Katharina von Portugal* bedürft (1662), um die Liebe, die man ihm entgegen getragen, in Widerwillen und Hass zu verkehren. Jedoch das Volk war im Rückblicke auf die so trübe Vergangenheit des offenen Gegenkampfs müde geworden.

Es erkannte des Königs Abhängigkeit von *Ludwig XIV.*, von dem er einen Jahrgelt bezog, es ahnte, dass er katholisch sei, ja fügte sich in den von ihm (1664) eigenwillig begonnenen und (1667) höchst ungünstig endigenden Krieg, ohne dem Allen schon gerade drohender als mit Verachtung zu begegnen. Aber auch diese Duldung fand ihr Maass. Und wenn man selbst noch geschehen liess, dass er (um 1670) ein Ministerium ganz nach seinem (katholischen) Sinne einsetzte, und im Bündnisse mit Frankreich, ohne Einwilligung des Parlaments, (1672) gegen Holland Krieg führte, drängte doch sowohl die Weise, in welcher das gehässige Ministerium („*Cabal*“) verfuhr, als auch die verderbliche Leitung des Kriegs, wie nicht minder die Eigengewalt mit der der König mehrere Städte ihrer Freiheiten beraubte, und schliesslich die Schmach, mit welcher man (1674) den Frieden gleichsam erkaufen musste, zu hartnäckigerem Widerstande. Dass sich (1671) der Bruder des Königs, *Jakob II.*, zum Katholicismus bekannte, und (1673) mit einer katholischen Prinzessin, *Maria von Modena*, vermählte, erhöhte die Spannung um so mehr. Indessen war auch wohl auf den König das herbe Schicksal seines Vaters nicht ohne tiefere Wirkung geblieben. Denn als sich jetzt das Parlament mit seinen Forderungen erhob, da gab er nicht allein theilweise nach, sondern erwies sich auch, indem er (1673) die „*Testacte*“ bestätigte und selbst (um 1677) seine Nichte dem protestantischen *Wilhelm von Oranien* vermählte, im Grunde als befangen und furchtsam. Dies aber, wie noch insbesondere die Entdeckung der Verschwörung des *Grafen von York* sich des Throns zu bemächtigen und den Katholicismus durch-

zuführen, verschärfte den Willen des Parlaments, das denn unter anderen freisinnigen Maassnahmen (1679) die „Habeas-Corpusacte“ schuf. Blieb es demgegenüber nicht aus, dass man von katholischer Seite die Protestanten ebenfalls einer Verschwörung beschuldigte, auch dass sich demzufolge der Hof im weiteren Sinne und das Volksthum als „Addressers“ und „Abhorres“ (gleich den späteren „Tories“ und „Whigs“,) abermals schroff gegenüberstellten, wurde damit doch für den König und seine Partei kaum einiges erreicht. Zwar liess ihm die im Volke verbreitete Scheu vor neuen Gewaltthätigkeiten immerhin noch Spielraum genug, selbst dergestalt, dass er in der Verfolgung der Presbyterianer und Republikaner schonungslos vorzugehen wagte, indessen zeigte doch auch die Entdeckung der (1681) auf sein Leben gerichteten Verschwörung auf wie schwankendem Boden er stehe. Dass er nun das Parlament auf wie auflöste und beschloss, sich auf sein Einkommen beschränkend, ohne Parlament zu bestehen, konnte dem Volke, das Ruhe begehrte, im Grunde wenig mehr verschlagen: — Das Volk war sich seiner Macht bewusst, seinen Zielen aber sicher geworden. In dem Bewusstsein vermochte es auch nun, nach dem Ableben *Karls II.* (1685), der Thronbesteigung *Jakobs II.* gelassener entgegenzusehen. Als sich in dem Letzteren das bekannte Schauspiel der *Stuarts*, der Uebergang von der Willfähigkeit zum Absolutismus wiederholte, und das kopflose Bestreben, den Katholicismus zur allein herrschenden Kirche zu machen, überdies gewalthätig ausartete, da wusste man, was man zu thun habe. Und wie man jetzt mehr weder Rücksicht auf seinen überdies fraglichen Sohn, noch auf sein Erbieten nahm, seine Maassregeln zu widerrufen, ebenso fest erklärte man (1688) ihn des Königthums verlustig.

Doch mit der Erhebung seiner Tochter, der protestantischen *Maria* und ihres Gemahls *Wilhelm (III.)*, war auch der Sieg des Volkthums entschieden. Freilich konnte es nach den einmal gemachten Erfahrungen nicht ausbleiben, dass man beide, auch ungeachtet ihrer erwiesenen Freisinnigkeit mit Misstrauen betrachtete, auch sogar darin beharrte, nachdem der König die Wiederherstellung der altherkömmlichen Volksrechte, die „Bill of rights“ anerkannt, dem Beschluss, dass alle Könige von England protestantisch sein müssen zugestimmt hatte, und überhaupt, wie durch Stiftung der Nationalbank (1689), der ostindischen Kompagnie und Bestätigung der Pressfreiheit (1698), sein Bestreben bekundete im Geiste der Volksfreiheit zu regieren: Dies Alles konnte einem so hart betroffenen Volke noch nicht genügen. Nicht eher bis dass sich der König nach seiner Bezwingung der Irländer und der Befestigung seines Throns gegenüber den Angriffen Frankreichs (seit 1691) auch dazu verstanden hatte (1697) sein Heer zu entwaffnen, ja selbst seine eigene niederländische Garde fast aufzulösen, vermochte das Volk das sichere

Gefühl, die Genugthuung zu gewinnen, die Machtwillkühr und den krypto-katholischen Despotismus gebrochen zu haben.

Der Fortentwicklung der Lebensweise, und mit ihr der Lebensform, wurde gleich durch *Karl II.* eine eigene, bestimmte Richtung gegeben. Der König, von vornherein durch seine ausheimische Erziehung seiner Volksthümlichkeit entfremdet, dann aber nach seinem kaum zweijährigen Aufenthalte in Irland und Schottland (seit 1651) während neun Jahren unausgesetzt am Hofe *Ludwigs XIV.*, als dessen gelehrigster Schüler erwachsen, brachte die ganze dortige Verderbtheit, den Prachtaufwand, die zügellose Ueppigkeit, Schwelgerei und Maitressenwirthschaft in ausgebildeter Blüthe mit. Zudem nicht blos, wie *Ludwig XIV.*, nur um selber der Erste zu sein, sondern geradezu als ein Feind höfischeremoniellen Anstands gern jeden Rangunterschied verwischend, löste denn er die äussere Form zu völligerer Ungebundenheit auf. Sonst aber gestaltete sich der Hof in Allem, was die Weise des Lebens betraf, dem französischen durchaus ähnlich; und fand dies nun, wie die Verhältnisse lagen, nicht nur bei den Vornehmen überhaupt, als auch selbst bei den mittleren Ständen allgemeinere Nachahmung. Allerdings gab es auch ferner immerhin keine geringe Zahl, die solchem Treiben entgegen war, sich auch dem, insbesondere während der abermals schärferen Trennung zwischen dem Hofe und dem Volk absichtlich gegenüberstellte; indessen bekundete sich dies jetzt wesentlich in ihrer Anschauung, ihrer sittlichen Haltung in Wort und That, als gerade noch in ihrem rein äusseren Gebahren. In dem Punkte trug auch hier mittelbar Frankreich den Sieg davon, ihn zugleich um so leichter behauptend, als, da *Wilhelm* den Thron bestieg, es in dieser Richtung auch schon über Holland gesiegt hatte. Ueberdies kam dem eben jetzt die nunmehrige Rechtsausgleichung des eigentlichen Geschlechtsadels mit den übrigen Ständen besonders zu statten. Denn indem sich mit der Verzichtleistung des Adels auf seine Vorrechte die zwischen ihm und dem Völksthum herkömmlich schroffe Schranke senkte, doch ohne ihn etwa durch Bereaubung seines Besitzes in seiner damit verknüpften Würde zu schädigen, ward in beiden das Gefühl der Gemeinsamkeit belebt, mithin das Mittel zu gegenseitiger engerer Verknüpfung gefunden. — Die Wissenschaften gingen ihren Weg. Auch ausserdem, dass *Karl II.*, selbst hierin als Nachahmer *Ludwigs XIV.* (um 1666) eine eigene Akademie, die „königliche Societät“ gründete, was ihnen freilich zu Gute kam, schritten sie in Verfolg ihrer Ziele zu so hoher Blüthe vor, dass sie nicht nur die französische Gelehrsamkeit weit überflügelten, auch, namentlich seit der Freiheit der Presse, vielseitig neue Bahnen brachen. — Aber auch in den bildenden Künsten blieben Fortschritte nicht aus. Und während sich die Baukunst im Anschluss an ihre nächsten

Vorbilder vorzüglich durch *Christoph Wren* erhob, erwarben sich in der Malerei nunmehr Künstler wie *Richard Gibson*, *Michael Wright*, *Samuel Couper* u. A. einen wohlbegründeten Ruf. —

Da in Deutschland die Saat, welche seit *Rudolf II.* der Jesuitismus ausgestreut, unter *Mathias* schwanker Regierung (1612—1619) freier aufgeschossen, und in *Ferdinand II.* (bis 1637) zur Reife gediehen war, — da das über Deutschland lagernde Gewitter, wie nach schwülem Sommertage, seine ersten Blitze entsendete, fand sich des Zündstoffs nur zu vollauf, um den angefachten Brand zu nähren. Während des sechzigjährigen Friedens war neben so vielem Guten und Schönen auch des Verderblichen genug gefördert und verbreitet worden. Schon mit der kraftlosen, doch offnen Gegenüberstellung der Protestanten unter Kurpfalz als „Union“ und der Katholiken unter Baiern als „Liga“ (1610), betrat man abermals den Weg, der zum Kampfe führen musste. Doch auch das Leben, wie es sich im Allgemeinen gestaltet hatte, kam dem entgegen. Die hauptsächlich bewegende Kraft allerdings blieb die Religion; indessen wirkte sie nicht mehr allein, sondern im Dienste rein staatlichen Interesses, entbehrte mithin auch schon wesentlich ihres mächtigsten Antriebs, der unerschütterlichen Glaubensstreue zu todesmuthiger Hingabe. Da freilich bedurfte es denn wohl, auch nur um dies wieder zu erwecken, einer andauernd gewaltsamen Spannung. Und dennoch konnte, demgegenüber, eben ein solches Wiedererwachen nicht mehr ungetrübt sein, vielmehr musste bei steigender Erregung unter wachsendem Gegendrucke, je nachdem es der Ueberzeugung oder bloss selbstsüchtiger Zwecke galt, zu wahrhafter oder erheuchelter Glaubens- oder Meinungswuth ausarten.

Auf keiner Seite wusste man recht, wie man sich zu bewegen habe; weder die katholische noch die protestantische Partei war sich eines festen Planes bewusst. Wohl aber hatte sich die letztere seit ihren Spaltungen in hartnäckigem Verfolge hohler Klügeleien so vielfach das Zeugniß der Schwäche gegeben, dass jene, bei ihrer Beharrlichkeit, nicht ohne Grund vermeinen durfte den Sieg davon zu tragen. Der Protestantismus war in seinen getheilten Eigenmeinungen zur Unvereinbarkeit versteift, die Begeisterung dafür abgedämpft, und bei seinen Hauptträgern, den wohlgeschulten „Gottesgelehrten,“ in weit überwiegendem Maasse einer trocknen Gelehrsamkeit und, wo der Verstand nicht ausreichte, einer zumeist hochfahrenden Kleinigkeitskrämerei gewichen. Sie selber bildeten bereits gewissermaassen eine Kaste, welche sich grossentheils gegenüber der Menge schroff und schmähstüchtig, dagegen nach Oben hin schmeichlerisch-dienstfertig benahm, ohne auch nur etwa in Lebensart durchweg ein sittlich förderndes, nachahmungswürdiges Beispiel zu liefern. Wie anders aber der Katholicismus, ganz abgesehen,

dass er dem äusserlichen Leben überhaupt kaum fühlbare Fesseln anlegte. Dieser, nicht müde das Verlorne wieder zu gewinnen, dauernd im Innersten erregt, hatte in dem Orden der Jesuiten, lediglich zu dem Zwecke, mit seiner ganzen geschichtlichen Macht die volle Macht der Wissenschaft, des wissenschaftlich geschärften Verstandes geeignet und zu der seinigen gemacht: Dort überwiegend geistige Beschränktheit bis zu offner engherziger Unduldsamkeit; hier unter dem faltigen, beweglichen Mantel einer glatten, geschmeidigen, gefällig täuschenden Zurückhaltung, bei vielseitigster freier Bildung und scharfer Menschenbeobachtung ein rücksichtsloses Vorschreiten. — Die Fürsten waren, seit ihrer völligeren Verselbständigung vom Kaiserthum, in erhöhtem Selbstgefühl unumschränkter Machtstellung aus der Gesammtheit mehr zurückgetreten, je mit einer von ihnen gewählten engeren Umgebung meist aus dem höheren Adelsstande zu einem „Hofe“ zusammengeschrumpft. Im Volke war dadurch der Begriff der Unterthänigkeit kräftigst genährt, dem Adel hingegen um so mehr Einfluss auf die Regierung geboten worden. Die anfänglich bedeutende Ueberlegenheit des Bürgerthums über den Adel aber hatte, wenn auch nicht aufgehört, doch an Wirkungskraft verloren. Gegenüber der Stubengelehrtheit, welche sich so gerne abschliesst, liessen sich die Vornehmen seit länger angelegen sein, ihren Blick, ausser durch Erwerbung bloss gelehrter Kenntnisse, durch Reisen in fremde Länder und längeren Aufenthalt daselbst vielseitiger zu schärfen und zu erweitern. Italien, England, die Niederlande und Frankreich waren die Hauptziele, jedoch, als die schon seit *Franz I.* allgemein gerühmte Schule feinst gebildeter Lebensart, vorzüglich Frankreich seit *Heinrich IV.* (1589). Mit den gewonnenen Anschauungen brachten sie die fremden Sitten mit heim, nun diese innerhalb ihrer Kreise, mit nur wenigen Ausnahmen, zum „vornehmen“ Tone ausprägend. Dazu kamen, dies begünstigend, die zwischen den Fürsten und auswärtigen Höfen sich enger verknüpfenden Beziehungen, wie ihre sich immer häufiger wiederholenden Gegenbesuche, wobei denn Frankreich ebenfalls der wesentliche Angelpunkt blieb. So aber waren die höheren Stände, der Adel, und das Bürgerthum einander bedeutend fremder geworden; und wie demnach Jedes bereits seinen eigenen Weg verfolgte, hatten sich namentlich die Fürsten, jedoch mit ihnen auch Alle die, welche ihnen näher zu stehen glaubten, mehrentheils, ja selbst absichtlich über die öffentliche Meinung erhoben. — Handel und Gewerbtätigkeit standen, zufolge des langen Friedens, auf einer überaus günstigen Stufe; mithin auch der allgemeine Wohlstand. Allerdings war damit auch das Streben nach sinnlich reizvollem Lebensgenuss fast überall gleichmässig verbreitet, auch schon vielfach ausgeartet. Der Katholicismus versagte dies nicht, vielmehr, wie er, und zwar gerade in den eigentlich katholischen Ländern,

in Italien und Frankreich, ja selbst in Spanien gehandhabt wurde, förderte eher noch dazu auf. Aber auch der Protestantismus liess dem bei der Schärfung seiner Verstandesrichtung auf Kosten seiner versittlichenden Macht immerhin ziemlich weiten Spielraum. In diesem, eben rein äusserlichen Punkte hatte der Sinnlichkeitsdrang über den Ernst des Lebens gesiegt oder, wohl richtiger, sich behauptet: — Die anfängliche Sittenstrenge war längst einer Leichtfertigkeit gewichen, welche sich allen Einflüssen, die ihr entsprachen, durchaus überliess, der Begriff der Ehrbarkeit nun auch im Bürgerstande verschoben, und dieser selber hinsichtlich seines äusseren Gebahrens mit dem Verhalten der vornehmen Stände in einer Art von Wetteifer verblieben. Was sie sich von fremdländischen Sitten und Lebensformen aneigneten, suchte sich auch das Bürgerthum, mit Ausnahme weniger städtischen Kreise, verhältnissmässig zu eigen zu machen. Es drang dies bis tief in die unteren Klassen, indem es denn vor allem da, wo es an Mitteln und Bildung fehlte um auch nur den Schein von Gesittung zu wahren, den Hang, doch als gebildet zu gelten, zu ungeberdiger Ziererei, die Putzsucht zu läppischer Prahlerei, und das Bestreben sich möglichst frei, ungebunden auszuleben, zur Spielwuth, Rauflust und Völlerei antrieb.

So etwa stand es um die Gesellschaft, als Oestreich sich zum Kampfe erhob. So wenig dieser bei seinem Beginne eine bestimmte Richtung erkennen liess, so wenig liessen die Rache, welche *Ferdinand II.* nach seinem Sieg über den Kurfürsten *Friedrich V. von der Pfalz* (1628) gegen Böhmen, und (1621) gegen den Kurfürsten selber nahm, und dass er den Krieg in die Pfalz verpflanzte, ahnen, welchen Umfang und Gepräge er annehmen würde. Denn durch die unerhörte Härte, mit der der fanatisirte Kaiser in Böhmen die Protestanten bedrängte, in That und Folgen kaum verschieden vom dem Verfahren *Philipps III.* von Spanien gegen die Maurischen und *Ludwigs XIV.* gegen den Kern der Hugenotten, wurde der Kampf allerdings sofort zu einem Religionskrieg gestempelt, ihm aber andererseits durch das eigenmächtige Vorgehen gegen *Friedrich V.*, wie durch die Art, in welcher *Ferdinand* in Böhmen seine Soldateska schalten liess, das Gepräge der Revolution aufgedrückt. So jedoch einmal eingeleitet, bewegte er sich fortgesetzt in dieser zwiefachen Eigenschaft, je nach Zeit und Umständen wechselnd bald die eine, bald die andere vorherrschend. Alle äusseren und inneren Kräfte, Klugheit, Besonnenheit, Uebermuth, Freiheits- und Gewissensdrang in beständiger Spannung erhaltend, jedwede Leidenschaft erregend, entfesselnd, jedwede Begierde steigernd, sollte sich denn der Kampf nur zu bald zu einem Kampf Aller gegen Alle, zu einem Vernichtungskampf gestalten. Eines theils kämpfte man in der Meinung für den Glauben einzustehen, und opferte sich doch wesentlich den weltlichen Zwecken der Mächtigen,

andernteils hatten diese selber den Boden unter sich verloren und wurden so an sich weit mehr zur Vertheidigung oder Befestigung ihres staatlichen Besitzthums als ihrer Glaubensmeinung gedrängt. Vermochte doch selbst auch die Glaubensbegeisterung, die *Gustav Adolf* mitbrachte, ihn, gegenüber seinen Erfolgen, keineswegs von weltlichen Nebeninteressen frei zu erhalten; um wie viel mehr aber mussten nun solche erst bei denen überwiegen, die, ohne wahrhafte Glaubensbegeisterung, in dem allseitig verwirrenden Kampfe zugleich die günstige Gelegenheit erkannten, ihren Besitzstand zu vergrößern. Und eben diese letzteren bildeten bei weitem die Mehrzahl. Es war dies nur eine Seite des Kampfs, obschon gerade die, welche seinen Folgen dauernde Bedeutung gab, eine andere tiefverderbliche, wengleich in der Wirkung weniger nachhaltig, war die Weise, in der er geführt wurde. Sie, noch beruhend auf dem Landsknechtsthum, dem der Krieg als Handwerk galt, und das, wenig danach fragend warum es sich eigentlich handele, immer da am liebsten diente wo zumeist zu gewinnen war, erhielt gleich anfänglich den Charakter von grossen Raub- und Verheerungszügen, nicht etwa lediglich gegen den Feind, vielmehr gegen den Besitz überhaupt. So aber, auch noch insbesondere seitdem der ritterlich gesinnte *Ernst Graf von Mansfeld* gezeigt hatte, wie man auch ohne bedeutende Mittel grosse Heeresmassen aufbringen und sich erhalten könne, es durch ihn nun zum Grundsatz ward dass „der Krieg den Krieg ernähren müsse,“ und dies dann vor allem *Wallenstein* in grossartigstem Maassstabe systematisch bis zu äusserster Säbeldespotie durchführte, blieb denn das bürgerliche Gemeinwohl, eben als Zweck des Kriegsunterhalts, gänzlicher Vernichtung ausgesetzt. Alle Bande lösten sich: Das gegenseitige Vertrauen schwand, Handel und Wandel verfielen am schnellsten, denn mit der Unsicherheit des Besitzes, der Ungewissheit wie lange man das Erworbene sein nennen dürfe, erlahmte auch der Trieb zum Erwerb; der Landbau erlag den Hufen der Rosse und dem Getümmel der Kriegsmassen; die Kunst ward als nutzlos nicht begehrt, die Wissenschaft nahezu verachtet. Ein dem Unbestand gegenüber rasches Vollgeniessen dessen, was gerade der Augenblick bot, steigerte in immer weiterem Kreise Habgier, Verschwendung, Aufwand, Putzsucht, Sittenlosigkeit, Völlerei bis zu arger Verwilderung, beförderte Raubsucht, und Gleichgültigkeit gegen das Elend des Anderen. In der Gewöhnung an jegliche Gräuelpunkte erstarb jedes feinere Gefühl; auch das Scheusslichste lernte das Auge ertragen. Beständig von dem beutegierigen, wilden Landsknechtsthum umgeben, in steter Furcht vor seinen rohen, selbst unmenschlichen Erpressungen, suchte man sich vielfach davor zu sichern, indem man sich selber ihm anschloss oder doch es unterstützte. Und wie denn eben nur die Waffe, einzig der Soldat noch galt, so ward nun auch für das äussere Gebahren im

Allgemeinen nur er maassgeblich. — Wenn dennoch höhere geistige Bestrebungen nicht gänzlich unterdrückt wurden, ja selbst, wie vor allem in *Johann Kepler*, der Wissenschaft neue Bahnen anwies, und in Männern wie *Martin Opitz*, *Philipp Harsdörfer*, *Hermann Conring*, dem Schöpfer des deutschen Staatsrechts, in seinem Nachfolger *Limnius* u. A., vielseitig bedeutende Ziele erreichten; und wenn auch die Sittlichkeit nicht überall in gleichem Grade vernichtet ward, sondern noch immer, wie vorzugsweise in den nördlicheren Grossstädten, zahlreich würdige Vertreter fand, war Alles dies jedoch im Verhältniss zu dem Gesamtumfang der Zerrüttung viel zu vereinzelt und gering, um wenigstens während der Dauer des Kriegs weitergreifenden Einfluss gewinnen zu können.

Aber bei aller Verwirderung erklang doch beständig die Klage des Elends, die Stimme der Sehnsucht nach Ruhe und Frieden, eben einzig mit Ausnahme derer, welche sich gleich den Söldnern nur durch den Krieg zu erhalten wussten. — Als endlich, nach allgemeiner Erschöpfung die Fluth abzuebben begann, und es nach fast dreijähriger Schwankung (um 1648) gelang die Parteien zu einigen, den Frieden zu befestigen, da war das weitgedehnte Gebiet, darüber sie sich ergossen hatte, so im tiefsten Grund aufgewühlt, dass es geraumer Zeit bedurfte um nur erst wieder Boden zu gewinnen. Dass jede bürgerliche Ordnung gebrochen, Gesetz, Sittlichkeit aus den Fugen, und der Wohlstand vernichtet war, zählte noch nicht zu den schlimmsten Schäden. Sie mindestens liessen sich durch Umsicht, Kraft, Strenge, gemeinsames Handeln, durch wiedererwecken höherer Bestrebungen und angestrengt betriebsamen Fleiss, wenn auch langsam, doch sicher heilen. Unheilbar dagegen war der Schlag, der das deutsche Volk als Gesammtheit traf. Mit der Beschränkung, die Oestreich erfuhr, und der nun ausgesprochenen völligen Selbständigkeit der Fürsten wurde seine Einheit zerstückelt, seine Kraft zersplittert, gelähmt. Fortan, da zu so vielen „Staaten“ als es Fürsten gab zertrennt, zog jeder sich mehr in sich zusammen, seine Interessen zum Nachtheil des Ganzen auf den eigenen Kreis verengend. Indessen auch selbst demgegenüber war immer bedeutend genug der Gewinn. Die kaiserliche Obergewalt hatte als solche ausgespielt, der Protestantismus die Sicherstellung gegen etwaige Beeinträchtigung von dort her erreicht, der gesammte Staatskörper eine feste Form erhalten, welche allen seinen Gliedern, gleichviel wie mächtig oder schwach, Recht und Schutz zu gewähren vermochte. Den grössten Vortheil allerdings trugen Frankreich und Schweden davon, letzteres, indem es sich zum Hauptstaate des Nordens erhob, Frankreich, sofern es sein Uebergewicht nun über Europa festigte. Gleich seit seiner thätigen, klug berechneten Einmischung in die deutschen Wirrnisse (seit 1637), da es sich zuerst gegen Spanien,

bald aber gegen Oestreich kehrte, Deutsche gegen Deutsche bewaffnete, schritt sicher zu seinem Ziele vor. Durch seine engere Verbindung mit Schweden waren überdies der Norden und Westen in näheren Bezug getreten. Doch fast noch entschiedener war der Sieg, den Frankreich seitdem fortschrittsmässig über die deutsche Wesenheit vorzugsweise in Betreff der äusseren Lebensform davon trug. Seine in diesem Punkte den Deutschen, jetzt gerade als Gegensatz zu ihrer Verwilderung als fest geschlossen erscheinende Weise, dazu die unter den höheren Ständen und auch sonst schon verbreitete Nachahmung französischer Sitte, dies und die eigene Entsittlichung, zumal bei ihrer Entartung zum Rohen, kamen dem nun noch besonders entgegen. Die Rückwirkung Frankreichs nach dieser Seite vollzog sich in allen Richtungen ebenso rasch als beinahe allgemein, und äusserte sich namentlich seit *Ludwig XIV.* in einer den dortigen Verhältnissen ganz ähnlichen Gestaltung der Lebensweise. Abgesehen von dem Kaiserhof und einigen der kleineren Höfe, die sich davon weniger betreffen liessen, machte es sich bald jeder Fürst in seinem, nun auch von *Ludwig XIV.* genährten Gefühl der Selbständigkeit zu einer Art von Ehrenaufgabe dem glanzvollen französischen Hofe mit allen Kräften nachzueifern. Die übrigen Stände folgten dem; und in nicht gar langer Frist, noch ehe einmal die vielfach tiefen Schäden des Kriegs vernarbt waren, hatte sich die deutsche „gebildete Welt,“ dann auch noch durch die zahlreich einwandernden Hugenotten befördert, höchstens noch mit Ausnahme in vereinzelten Reichsstädten, fast vollständigst französirt. —

Schweden erhielt an *Karl IX.* (1602—1611) einen Herrscher, der nicht nur die durch *Siegesmund* herbeigeführten Wirren zu beschwichtigen und im Kriege mit Dänemark, Polen und Russland wohl zu bestehen vermochte, vielmehr auch das Reich, demungeachtet, im Innern ungemein zu fördern verstand. Vor allem bedacht, im Volke die Kraft durch Einheit zu stärken, mithin den Adel zu beschränken, den Bauernstand hingegen zu heben, ordnete er zuvörderst die Reichsverfassung, wie namentlich auch das Kriegswesen; fühlend woran es dem Staate gebrach, um den Staaten des Festlandes ebenbürtig dazustehen, begünstigte er Wissenschaft, Künste, Handel und Gewerbe, trug zur Beförderung des Bergbaus bei und ward, in seiner Fürsorge für allgemeine Verbreitung des Wohlstands, selbst Begründer mehrerer Städte, von *Gothenburg* (1607) und *Falun* (1608). — Dies Alles, doch auch die Uebelstände, das Missvergnügen der Vornehmen, der Geistlichkeit und mittleren Klasse, die Erschöpfung des Staatsschatzes und die unbeendigten Kriege, erbte *Gustav II. Adolf* (bis 1632). Indessen wie er, trotz seiner Jugend, nach allen Seiten besonnen, maassvoll, mit thatkräftiger Umsicht verfuhr, für die Leitung der Staatsgeschäfte die ausgezeichnetsten Männer wählte, die Kriege mit Dänemark, Russland (1613; 1617) und Polen (bis 1629)

mit Glück führte und endigte, zugleich mit reinster Begeisterung die Sache des Protestantismus erfasste, unaufhaltsam siegreich vordrang, sie durch seine wahrhaft edle menschliche Grösse adelte und seinen Helden- tod besiegelte, so auch wirkte er gleich mächtig auf sein Volk, auf die Entfaltung aller seiner Kräfte zurück. In gerechtem Stolze auf seine Erfolge, auf sein Uebergewicht in Deutschland, seine Obmacht über Polen, zudem, bei allen Vorrechten des Adels, durch die von seinem Könige gegebene Reichstags- und Ritterschaftsordnung zu grösserer Einheitlichkeit gebunden, gefördert durch fernere Erweiterung des Handels, der sich bald bis nach Ostindien erstreckte, des Landbaus, Bergbaus u. s. f., gewann denn das Volk bei angestammter Biederkeit, Schlichtheit und Einfachheit ein Hochgefühl von Edelsinn, Würde, Ernst und maassvoller Freiheit, das nun, gleichwie es sein Inneres durchdrang, auch seine Ausdrucksform bestimmte.

Jedoch, wie die so schnelle Erhebung im Grunde mit des Königs Persönlichkeit, mit seiner Wesenheit engst verknüpft war, verlor sie nach seinem jähen Falle auch wiederum an Festigkeit. Allerdings konnte dies zufolge ihrer so tiefgehenden Begründung, und bei der namhaften Vergrösserung des Staats durch Ländererwerb im westphälischen Frieden immerhin nur äusserst langsam, zunächst kaum merklich vor sich gehen. Dennoch kündigte es sich schon unter der Herrschaft seiner Tochter *Christine* (bis 1654) noch während ihrer Bevormundung (bis 1644) und zwar durch den sich nun wieder erhebenden Adel und seinen Einfluss an. Auch waren ihr launenhaftes Wesen, ihre leidenschaftliche Eitelkeit, ihre Neigung den Sonderling zu spielen, wie ihr willkürliches Gebahren, ihre wachsende Verschwendung, die sie sogar zur Veräusserung von Kron- gütern veranlasste, und alle daraus hervorgehenden verkehrten Ansichten und Maassnahmen eben keineswegs geeignet den Staat in seinem Gewichte zu erhalten. Ausserdem blieb nach des Königs Tode der fast einzige Zweck des Reichs die Erlangung von Staatsvortheilen, was ebenfalls nicht wenig beitrug den allgemeinen Aufschwung zu hemmen. — Dass es hiernach *Karl X. Gustav* (bis 1660) glückte, durch seine rastlose Kriegsfertigkeit Polen und Dänemark zu bezwingen, ebenso Brandenburg hart zu bedrängen, vermehrte wohl den Waffenruhm, vermochte solcher Abschwächung indessen auch nicht wirksam zu begegnen; dies noch um so weniger, da sich den so bedrohten Mächten England und Holland im Verein mit Frankreich und Oesterreich anschlossen, und Schweden (um 1660) eine Stellung anwies, die der Erhaltung des Gleichgewichts hauptsächlich im Norden vollständiger entsprach.

Doch auch besonders hatte sich seit dem Regierungsantritte *Christinens* die Lebensweise an sich geändert. Sie, gelehrt, geistvoll doch ohne Halt, dem Katholicismus ergeben, französischer Bildung zugeneigt,

so auch den Hof verschwenderisch nach dem französischen Hofe gestaltend, gab gleich dem französischen Einflusse, schon durch *Richelieu* begründet, volle Gelegenheit sich zu entfalten. Die nächste Folge war dass sich ihr Hof und der von ihr begünstigte Adel nun auch in seinem äusseren Verhalten von dem Volke entschiedener trennte. Dann aber blieb auch hier die Wirkung auf die anderen Stände nicht aus, wenn auch vorerst nur dergestalt, dass das begütertere Bürgerthum veranlasst ward dem nachzuahmen. Die ungemaine Förderung, die vornämlich durch *Ludwig de Geer* (bis 1644) die gesammte Gewerthätigkeit, der Berg- und Ackerbau erfuhr, der dadurch vermehrte Wohlstand, kam dem wesentlich entgegen. Mindestens hatte es bereits, als nun *Karl XI.*, noch minderjährig (1660), den Thron erbt, immerhin weiter um sich gegriffen und bis zu beendigter Vormundschaft der verwittweten Königin (1672) ziemlich breit Wurzel gefasst. Aber auch wie nun *Karl XI.* selber die Dinge handhabte, war Alles dazu angethan die Französirung kräftigst zu fördern. Anfänglich gestützt auf das Ansehen, welches Schweden durchaus genoss, das ihm sogar die Uebertragung der Vermittlung des Friedens zu Aachen zwischen England, Frankreich und Holland (1668) einbrachte, sich aber in jugendlichem Leichtsinne seinen Ministern ganz überlassend, führte das Schutz- und Trutzbündniss, welches er (1672) mit Frankreich gegen Oesterreich und die deutschen Fürsten abschloss, wie einerseits zur Entfremdung von Deutschland, so andererseits zu nachhaltiger engerer Beziehung zu Frankreich. Denn da nun Schweden mit der Schlacht bei Rathenau und Fehrbellin (1678) seinen Waffenruhm und Alles, was es in Deutschland besass, verlor, auch von Dänemark zur See besiegt ward, überhaupt grosse Verluste erlitt, und den Wiederbesitz des Verlorenen im Frieden von „Sainte Germain en Laye, Nimwegen, Fontainebleau und Lund“ (1679) lediglich Frankreich zu danken hatte, musste es letzteres geradezu als seinen Retter anerkennen. Zudem hatte das Reich einen Verlust von vierzig Schiffen, von mehr als hunderttausend Mann, die Verheerung mehrerer Provinzen und eine bis auf fünfzig Millionen gesteigerte Schuldenlast zu beklagen. Vor allem indessen war nun eben die Art, wie der König verfuhr um die Schäden zu heilen, zumal bei dem jetzigen Verhältniss zu Frankreich, selbst auch einer Verallgemeinerung der Französirung besonders günstig. Den wesentlichen Ausschlag dafür gab, einmal dass er durch Einziehung aller (seit 1609) von der Krone getrennten Güter, unter Mithilfe der Geistlichkeit, des Bürger- und Bauernstandes, dem Adel seine Macht entzog, so dass er mehrentheils verarmte, ihn also auch der Mittel beraubte sich äusserlich merkbar hervorzuthun, und dass er, fortan den Krieg vermeidend, nachdem er (1680) fast Unumschränktheit erreicht hatte, jegliche Kräfte anspannte um das Reich im Innern zu heben, von der Schulden-

last zu befreien, Verwaltung und Kriegswesen zu ordnen, Bergbau, Gewerthätigkeit und Handel, letzteren durch entfernte Verbindungen, wie durch Errichtung einer Bank, nach allen Seiten zu beleben, mithin den Wohlstand im Allgemeinen, doch vorzugsweise beim Bürgerthum, ungemein beförderte. So war denn bei seinem Ableben (1697) die Französisirung auch bereits dergestalt tief eingedrungen, dass sie sich nicht mehr auch nur verleugnen oder etwa gar verwischen liess, auch nicht einmal mehr am Hofe selbst, als nun der rein soldatische, allem Franzosenthum abgeneigte *Karl XII.* den Thron einnahm. Das Volk selber fühlte sich in seiner Französisirung gehoben, sie schmeichelte seiner Eitelkeit, ja nahm es so vollständig ein, dass es folgendes nicht wenig Werth darauf legte „die Franzosen des Nordens“ genannt zu werden. —

Dänemark blieb wesentlich auf sich verwiesen. Seitdem *Christian IV.* (1596—1648) vergeblich unternommen hatte, sich als Beschützer des Protestantismus (um 1621) in den deutschen Krieg zu mischen und (1625) dem kaiserlichen Heer gegenüber zu stellen, ward dem Reiche mit dem Frieden zu Lübeck (1529) und dem ihm damit zuerkännten Wiederbesitz der verlornen Gebiete eine fernere thätige Einwirkung nach Aussen so gut wie abgeschnitten. Nächst dem aber ward mit den Niederlagen, die ihm Schweden in der Folge (1642—45) bereitete, auch sein schon ziemlich schwankes Ansehen als Hauptmacht im Norden fast gebrochen. Dazu kamen, den Bruch vollendend, das Unglück, mit welchem *Friedrich III.* (bis 1670) versuchte Schweden den Vorrang abzugewinnen, die Hemmnisse, welche ihm hierbei der Adel im Trotz auf seine Vorrechte durch absichtliche Lässigkeit in Ausrüstung und Vertheidigung dauernd in den Weg legte, der dadurch (1658; 1660) herbeigeführte, ungemaine Länderverlust, wie die nicht minder fruchtlosen Versuche seines Sohns *Christian V.* (bis 1699) sich im Bündniss mit dem Kaiser und einigen grösseren deutschen Fürsten (1675) an der schwedischen Krone zu rächen, indem er nicht nur die eroberten Länder (1679) sämmtlich wieder zurückgeben musste, vielmehr (1684) genöthigt wurde überdies Holstein und einen Theil von Schleswig bis zum Vertrage zu Altona (1689) zu missen.

Jedoch gerade dem gegenüber, sofern eben Alles dahin drängte die Interessen zusammenzuziehen, vermochte sich die Volksthümlichkeit, da um so ungestörter von Aussen, auch um so selbständiger zu gestalten. Die damit zusammenklingende Eigenheit der Könige kam dem noch besonders zu statten. Sie sämmtlich dem Fremdländischen bei weitem mehr abgeneigt als zugänglich, auf Förderung des Gemeinwohls bedacht, wussten sich hierdurch, und dass sie sich nicht von der öffentlichen Meinung trennten, so vielmehr dem Volke näher blieben, seine Neigung zu erhalten. Gleich *Christian IV.*, wie er sich durch Muth und Tapferkeit

auszeichnete, ebenso kräftig förderte er Wissenschaften, Schifffahrt und Handel; letzteren durch die Anlegung der (dänisch-) ostindischen Niederlassung an der Küste Coromandel, wie durch Begründung einer grönländischen und isländischen Handelsgesellschaft zu so rasch wachsendem Umfange, dass es selbst die Eifersucht Hollands erregte. Nicht minder hob er die Gewerbthätigkeit; ja begründete so einen Wohlstand, der sich dann unter seinen Nachfolgern, bei fortgesetzter Förderung, auch auf die niedereren Klassen erstreckte. Zudem aber, mit der auf Grund dessen gesteigerten Liebe des Volks für den Thron, wie andererseits hervorgerufen durch die bedrückende Stellung des Adels, durch sein Verfahren im Kriege mit Schweden und dadurch, dass er sich der Errichtung eines stehenden Heers widersetzte, thaten sich die Geistlichkeit mit dem Bürgerthume zusammen und übertrugen nun *Friedrich III.* (im Jahre 1660) durch die „Arfve-Enewolds-Regierungsacte“ die erblich-unumschränkte Gewalt, dem sich der Adel fügen musste. So auch von diesem Druck entlastet, dadurch ausserdem zu mehrer Einheitlichkeit angewiesen, schritten sowohl Bildung als Wohlstand im Allgemeinen noch rüstiger vor; und dies seit *Christian V.* dann noch um so freier und gleichmässiger, als namentlich er, ganz abgesehen auch von seiner Förderung des Gemeinwohls, zugleich in Würde und Leutseligkeit, die ihm alle Herzen gewann, allseitig das trefflichste Beispiel gab. — Geleitet von solchen Umständen, hielt denn das Volk im Ganzen genommen an seiner herkömmlichen Lebensweise und Lebensform mit Vorliebe fester. In dem Bewusstsein Alles das, was es besass, recht eigentlich aus sich heraus gewonnen zu haben, fand es bei seiner ungetrübteren nordisch-germanischen Urtheilskraft seinen Werth mehr in sich selber. Und konnte es sich allerdings auch von dem breiten französirenden Strome nicht gänzlich unberührt erhalten, so liess es sich doch nicht mit fortreissen, sondern bewahrte, fast lediglich ausgenommen in den südlicheren Provinzen, immerhin ein gutes Theil seines (dänischen) Stammgepräges. —

Auch die Schweiz hatte weit überwiegend mit sich zu thun. Die kirchlichen Unruhen dauerten fort, mit ihnen auch die Wechselbezüge zu Oesterreich, Frankreich und Spanien. Je nachdem sich bald die eine, bald die andere Partei erhob, gewann oder schwächte sich der Einfluss der Katholiken und Reformirten. Widersprüche, Uneinigkeit in den einzelnen Verwaltungsbehörden gaben dem beständig Nahrung. Selbst weder die Vereinigung (1628) der gesammten Eidgenossen zur Vertreibung der auswärtigen Feinde, noch ihr Bemühen sich gegenüber dem deutschen Kriege neutral zu verhalten, erreichte den Zweck vollständig, konnte wenigstens nicht hindern dass Oesterreich ein Jahr hindurch Chur besetzte und später (seit 1633) sowohl Oesterreich als auch Schweden das Land mit Truppen überzogen. Ausserdem führten die sich heftiger

wiederholenden Streitigkeiten zwischen den katholischen und den reformirten Kantonen (1631) zu erneuten Gegenbündnissen: Die ersteren mit Spanien, die reformirten aber mit Frankreich, was zugleich mit zur Folge hatte, dass im spanisch-französischen Krieg (1635) eine französische Heeresabtheilung, von Schweizern verstärkt, durch das Basler, Berner und Züricher Gebiet gegen die Oesterreicher zog, sie besiegte, und nach zweijähriger Festsetzung daselbst (1687) erst gezwungnermassen verliess. Neben dem Allen setzten sich die religiösen Spannungen fort, ja führten mehrentheils, wie in Bern (1641) und Zürich (1645), zu den gewaltsamsten Auftritten, so dass sie nur von Oben her durch Einschreiten der eignen bewaffneten Macht unterdrückt werden konnten.

Aber so dauernd diese Dinge das Leben im Allgemeinen bewegten, waren sie bei der einmal fester geschlossnen Volksthümlichkeit keineswegs dazu angethan, auch solche nachhaltiger zu berühren. Die den Eidgenossen bewusste eigen errungene Selbständigkeit, wenn immerhin vom deutschen Reiche auch noch nicht völlig zugestanden, das in ihnen lebendige höchstgesteigerte Freiheitsgefühl, erhielt sie auch selbst über ihre kirchlichen Sonderungen hinaus für ausheimische Einflüsse um so unempfindlicher. So wenig als sie sich davon innerlich betreffen liessen, fast ebenso wenig vermochten ihre engeren Berührungen, wie mit Spanien und vornämlich Frankreich, eine etwa durchgängigere Wandlung des Aussenlebens zu bewirken. Abgesehen von mehren Grossstädten, wie Basel, Bern, Freiburg u. a., welche ihrer Nähe zu Frankreich wegen dem unmittelbareren Einflüsse von dort allerdings theilweise unterlagen, beharrte das Volk im weiteren Sinne in dem selbsteingefahrenen Geleise, sich aus sich heraus fortbildend. — Dass im Friedensschluss zu Münster (1648) nun auch die offene Erklärung der völligen Unabhängigkeit von dem deutschen Reich erfolgte, konnte denn, wie die Verhältnisse lagen, darauf nur festigend zurückwirken. Noch weniger aber vermochten die noch ferneren Unruhen der Kantone, die Unduldsamkeiten der Behörden, die dadurch genährten Aufstände, wie die Vertreibung der Reformirten aus dem schweizerischen Flecken Art, die sonstigen gegenseitigen Befehdungen, und selbst dass, begünstigt vom Basler Rath gegen den Willen der Basler, *Ludwig XIV.* (1691) unweit die Festung Heuningen baute, eine solche Entfaltung zu hemmen. Wie der Schweizer einmal angelegt war, hielt er überhaupt im Ganzen an seiner Besonderheit dauernd fest. —

In Italien, vorzüglich Oberitalien, doch auch in Rom und selbst in Neapel, weniger in Sicilien, gewann mit zunehmender Entkräftung Spaniens der französische Einfluss um so weiteren Spielraum. Dass sich in dem katholischen Bunde (vom Jahre 1617) zwischen *Ferdinand II.*, *Maximilian* von Bayern und *Philipp III.* von Spanien, der Papst, Toscana und sogar Frankreich enger an Spanien anschlossen, war von viel

zu kurzer Dauer, überdies auch viel zu locker, als dass dadurch etwa Spanien ein Uebergewicht hätte behaupten können. Schon die Weise, in welcher Frankreich (seit 1628) dem entgegenarbeitete und vor allem *Richelieu* durch den Vertrag von Chierasco (1631) den spanischen Einfluss dauernd schwächte, so dass sich (schon 1635) Savoyen, Mantua und Parma gegen Spanien für Frankreich erklärten, war in diesem Punkte entscheidend. Aber auch die übrigen Staaten, obschon, mit Ausnahme des freien Venedig, noch grösseren Theils von Spanien abhängig, neigten sowohl dem Wesen nach als auch in ihrem Streben nach Aussen bei weitem mehr auf Frankreichs Seite. Die im dumpfen Katholicismus dahinsterbende spanische Welt widersprach dem, doch viel beweglicheren italienischen Volksgeiste. Dazu kamen in den spanischen Gebieten, den inneren Widerspruch in ihnen auch von Aussen her verstärkend, die von ihren Regierungen willkürlich, bis zum Aeussersten gesteigerten Bedrückungen, wie denn in Folge dessen eben nicht viel fehlte, dass sich Neapel durch die Empörung *Masaniello's* (1647) von Spanien zu Gunsten Frankreichs losriss.

Auch die innere Lage der Staaten kam dem wesentlich entgegen. Nicht nur dass sich der Einfluss der von *Macchiavell* aufgestellten Regierungsgrundsätze immer deutlicher offenbarte, feierte doch auch das geistige Leben immerhin eine Nachblüthe, die wenn auch schwach, doch noch stark genug war um den Geist rege zu erhalten. So mindestens in Oberitalien, hauptsächlich in Florenz und Venedig, auch zum Theil noch im Kirchenstaate, ja selbst ungeachtet der Schwäche fast aller zunächstfolgenden Päpste (bis 1648) und ihres vergeblichen Bemühens das ursprüngliche Ansehen des Papstthums wiederum zu festigen. Die niederen Stände allerdings, wie die grosse Masse des Volks, hatten kaum einigen Theil daran. In ihnen, da mehr auf sich beschränkt, erhielt sich überhaupt die Volksthümlichkeit von äusserlichen Einflüssen freier, und dies folgendes noch um so mehr, als sich bei sinkendem Wohlstande vorzugsweise über sie die Macht der Geistlichkeit kräftig, dauernd erhob. Doch auch bei der wachsenden Vorherrschaft der Geistlichkeit im Allgemeinen stieg, wie bei den Fürsten, so auch im Volke der Widerwille gegen Spanien, ja bei dem *Prinzen von Monaco* bis zu einem Grade, dass er, nur um nicht spanische, sondern französische Besatzung zu erhalten, einen ziemlich beträchtlichen Theil seiner Güter Spanien preisgab. Savoyen, wenn gleich seiner Stellung nach (seit 1651) zwischen Oesterreich und Frankreich schwankend, folgte hauptsächlich letzterem. Genua musste Frankreich gehorchen; und auch Toscana, das seine Würde gegen Oesterreich einbüsste, blieb dem französischen Einfluss geöffnet. — So denn kam es, dass sich die Höfe und mit ihnen die Vornehmen fast durchweg gänzlich französirten, das Volk als solches dahingegen, immer entschiedner

auf sich verwiesen, auf sich selber eingeengt ward; eben je mehr als sich die Mängel der Staatskunst in Rücksicht auf Ackerbau, Handel, Gewerbe und Finanzen in Verminderung des Wohlstands, und die Vormacht der Geistlichkeit in der Beschränkung und Abnahme jeder freieren geistigen, wissenschaftlichen Bethätigung zeigten. Letzteres äusserte sich in Florenz schon bald nach dem Tode des Kardinals *Leopold von Medicis*, nachdem er sich noch durch die Begründung der „*Academia de Cimento*“ (1657) ein Denkmal gesetzt hatte. —

Wie in Polen sich die Verhältnisse unter *Sigismund III.* (bis 1632) gegenüber dem Adel und nach Aussen, zu Russland und Schweden, sowie auch durch die Kämpfe mit den Tataren, gestalteten, ward hier des Zündstoffs so viel, und einander widerstrebender Formen so mannigfaltige erzeugt, dass ein Einfluss von Aussen oder etwa gar dadurch eine Wandlung der Volksthümlichkeit nicht wohl hätte Platz greifen können. Auch dass es dem Adel gelang, sich immer kräftiger zu erheben, und unter *Wladislaus VII.* (1632—1648) zunehmend auf Kosten des Königthums seine Macht zu befestigen, musste darauf, bei der einmal geschlosseneren Stammeinheitlichkeit, ohne Folgen bleiben. Sie war nicht so leicht zu bewältigen; am wenigsten aber, so lange das Reich vorwiegend mit sich, mit den eignen innern Interessen zu thun hatte, und überdies vermochte, sich den Nachbarstaaten gegenüber zusammenzuhalten. Aber auch selbst noch nachdem das Reich unter *Kasimir V.* (1648—1672) sowohl durch die Kosacken, Russland und Schweden, als auch durch Verfolgung der Protestanten ungemein gelitten hatte, und nun, durch die Möglichkeit den Thron durch Umtriebe zu erwerben, die Gährung in gewaltsamen Ausbrüchen aufs höchste stieg, selbst da blieb man sich immerhin noch insoweit getreu, dass man das Bestreben Frankreichs, den Thron mit einem französischen Prinzen zu besetzen, durch die Wahl eines Eingebornen, des freilich wenig würdigen *Michael Wisnowiezki* vereitelte. Allerdings sonst kein Gewinn für das Reich. Denn das Land, bereits unter *Kasimir* halb entvölkert und sein Wohlstand im Kerne vernichtet, ging nunmehr, von Aussen durch die Tataren und Türken aufs härteste bedrängt, auch im Innern tiefster Zerrüttung entgegen, ja würde selbst kaum noch vermocht haben sich zu behaupten, wenn ihm nicht fast gleichzeitig mit dem Tode *Wisnowiezki's* (1673) in *Johann III. Sobieski* (bis 1696) ein Erhalter erschienen wäre.

Indessen, wie heldenmüthig sich auch *Sobieski* in fast beständigem Kampfe, hauptsächlich gegen die Türken erwies, besass er doch wenig Geschick die inneren Schäden zu heilen, wie überhaupt dem längst drohenden Verfall nachhaltig entgegen zu wirken. Ueberdies aber war auch bereits durch die vielseitigen Verheerungen und den unausgesetzt kriegerischen Verkehr mit Russen, Türken und Tataren die Volksthüm-

lichkeit an sich, und wenn auch weniger beim Volke, als gerade beim Adel, tief erschüttert, gelockert worden, so dass auch sie nicht mehr die Kraft besass sich ferner, mit Abweisung der auf sie eindringenden Einflüsse, aus sich heraus fortzugestalten. Schon früher, durch *Heinrich von Valois* (1574) und unter *Sigismund III.* (seit 1586) mit westländischer Weise näher bekannt, und diese damals, wengleich nur vom Hofe vorübergehend aufgenommen, fand nun sie abermals, obsehon vorerst auch wiederum nur am Hofe, jedoch von dort um so schnellere Verbreitung, als den (1696) erledigten Thron jetzt *August II.*, Kurfürst von Sachsen (bis 1733) erbte und wohl zu behaupten wusste. Sein Aufwand, sowie die durch solche Wahl nach hier übertragene ausheimische Lebensform, fand alsbald auch bei dem minder begüterten Adel und, befördert durch den ständigen Aufenthalt der verwöhnten sächsischen Truppen, auch bei den mittleren Ständen nur zu eifrige Nachahmung, so dass denn dies, wie einerseits zu einer noch schärferen Trennung der besitzenden Stände vom niederen Volke, andererseits auch wesentlich zur Beschleunigung des Verfalls beitrug. —

Ungarn, in fortgesetzt engstem, bald kriegerischem bald friedlichem Verkehr mit Siebenbürgen und der Pforte, vor allem bedacht seine Selbstständigkeit zu wahren, sowohl unter *Matthias II.* (1612—1619), *Ferdinand II.* (bis 1637), als auch selbst noch unter *Ferdinand III.* (bis 1657) in Folge der Führung *Bethlen Gabors* (bis 1629) und seines Nachfolgers *Georg Ragoeci* (bis 1648) gegen Oesterreich im Uebergewicht, blieb so, zumal bei der dem Volke ureignen Orientalität, einem Einflusse namentlich von Deutscher Seite erst recht verschlossen. Die Umtriebe der Jesuiten, die durch sie seit *Ferdinand II.* immer heftigeren Bedrückungen der Nichtkatholiken, sowie die damit dauernd verknüpften Unruhen, trugen ausserdem dazu bei den schon kräftigen Widerstand gegen etwaige Neuerungen zu äusserster Hartnäckigkeit zu verschärfen. So setzte sich denn auch gleich der Gewalt, mit welcher nun *Leopold I.* (seit 1658) sein Ziel zu erreichen strebte, die höchst gespannte Gewalt entgegen. Schon in dem (1660) wieder anhebenden Kriege der Türken, zunächst um den Thron von Siebenbürgen, noch mehr aber in den Religionsunruhen und den wachsenden Streitigkeiten wegen der deutschen Besatzung des Landes, die *Leopold* wiederum entfernen musste, zeigte sich wie hier der Boden für Oestreich ungemein schwankend war. Der Wiedereinfall und die Fortschritte des türkischen Heers unter *Kiuperli* (1663) liessen ihn von seinem Vorhaben nur auf kurze Zeit abstehen. Der Kaiser verfolgte seinen Plan, und da es ihm, zufolge Verraths, gelang, die Verbindung des Bans von Kroatien zur Aufrechthaltung der Freiheiten Ungarns (1671) durch Verweisung und Hinrichtung der vornehmsten Häupter aufzulösen, glaubte er um so sicherer und schonungs-

loser vorgehen zu können. Die Aufstände wurden bedrohlicher, die Türken unterstützten sie. Nun aber beachtete man auch nicht mehr die Anerbieten, welche *Leopold* machte, sondern überliess sich durchaus der siegreichen Führung *Tököli's*, stellte selbst seine Forderungen, und trat in ein offnes Bündniss mit der Pforte, welche alsbald ganz Ungarn besetzte, und (seit 1682) nahezu Wien eroberte. Gelang es hierauf gleichwohl dem Kaiser durch das Versprechen der Amnestie viele der Grossen zu gewinnen, sowie durch *Sobieski* und *Karl von Lothringen* die Türken zu entmuthigen, (1686) Ungarn theilweise zu erobern und (1687) Siebenbürgen zu besetzen, ja auch durch Prinz *Eugen* (seit 1697) in der glorreichen Schlacht bei Zentha die Türken gänzlich aufs Haupt zu schlagen, und im Frieden zu Carlowitz (1699) einzig auf Temeswar zu beschränken, überdies Slavonien und Ungarn links der Donau und Sau zu behaupten, es nun zu einem Erbreiche des Habsburgischen Hauses zu machen, gelang ihm dennoch nicht dem Volke seine selbstständige Verfassung zu rauben, noch die ihm angestammte Volksthümlichkeit auch nur äusserlich, merkbar zu beeinträchtigen.

Russland bedurfte nach der Erhebung *Michael Feodorowitsch Romanow's* (1613—1646) vor allem der Mässigung dieses Fürsten, um aus den eignen Wirrnissen nur erst wieder zu sich selber zu kommen, sich einheitlich zu gestalten. *Michael's* friedliebende so wie thatkräftige Regierung kam dem sowohl durch Befestigung nach Aussen, als auch durch Hebung des Wohlstands und Handels höchst förderlich entgegen, allerdings nicht ohne Opfer, die er Schweden und Polen bringen musste. Indessen, ausser den Berührungen mit diesen Staaten, welche einflusslos verliefen, blieben Reich und Volk, mithin auch in seiner Fortgestaltung, wesentlich auf sich verwiesen. Auch änderte sich in diesem Punkte, zumal bei dem zähen Festhalten an dem herkömmlichen Brauche, in der Folge nur sehr wenig. Wie sich auch *Alexei I.* (oder *Alexander III.*; bis 1676), ungeachtet der Aufstände, die er zu bekämpfen hatte, selbst neben den Kriegen mit Polen und Schweden (1654—1656), den (seit 1672 verheerenden Einfällen der Kosacken (bis 1671) und dem Kriege mit der Pforte (1672), eifrig angelegen sein liess Kunstfleiss und Gewerbtätigkeit, vorzüglich durch Ausländer zu fördern, hatte auch dies unter solchen Umständen im Ganzen nur geringen Erfolg; eben kaum schon weiteren, als dass es hierauf im Verein mit dem gleichen noch kräftigerem Bemühen des dem Frieden zugeneigten milden *Feodors III.* (bis 1682), dem es ausserdem gelang (seit 1678) die Türken zu beschwichtigen, den Weg zu wahrer Gesittung bahnte. Mindestens trugen nun dessen Bestrebungen um Verbesserung des Landbaues, der Stellung der Leibeigenschaft durch Abschaffung der „Dienststrangbücher,“ der Rechtspflege, des Kirchengesangs, der baulichen Einrichtung der Städte, ins-

besondere seine Vorliebe für die Künste und Wissenschaften, und seine Gründung von Erziehungsanstalten, wie einerseits zur Erweiterung und Läuterung der Anschauungen, so anderseits nicht weniger zur Steigerung der Bedürfnisse bei, wengleich auch noch immer nicht stark genug um gerade die Volksthümlichkeit als solche, vornämlich in ihrer Lebensgewöhnung, ihrem eigenthümlichen Gebahren, zu einer Wandlung bestimmen zu können. Dies anzubahnen, bedurfte es bei einem so im Vollbegriff der Unterthänigkeit stehenden Volke eines festen Herrscherswillens, einer Kraft, wie nun allerdings *Peter I.* mitbrachte. Aber auch solche Kraft will reifen, doch fehlte es dazu auch eben jetzt weder an Zeit noch Gelegenheit. Und wie er sie einestheils an dem Streben seiner ehrgeizigen Halbschwester *Sophie*, sich im Namen ihres unfähigen Bruders *Ivan* des Thrones zu bemächtigen (1682 bis 1689), im Gegenspiel wohl zu üben vermochte, boten sich ihm andertheils, neben Schärfung seines geistigen Blicks, nicht allein die beginnenden gesandtschaftlichen Verbindungen mit den entfernteren westlichen Reichen, mit Frankreich seit 1687, vielmehr auch die Anregungen, die ihm vor allem durch den Genfer *Lefort* wurden, zu dem Plane einer durchgreifenden Umformung in europäischem Sinne dar. Jedoch auch dies liess sich nicht überstürzen, ja überhaupt nicht eher ergreifen, bis dass er durch das Ableben *Ivans* (1696) selbständig freie Hand gewann. Indessen, wie ungemein eifrig er danach auch sein grosses Ziel verfolgte, und vor allem um den Besitz der Ostsee im Kampfe mit *Karl XII.* von Schweden seine Kräfte aufbot, ging es damit nur äusserst langsam, ja fand gleich im eigentlichen Volke an seiner Sprache und Religion nicht zu bewältigenden Widerstand. So auch beschränkte sich, was er zuvörderst in dieser Richtung irgend erreichte, auf seine nächste Umgebung und sein Heer, welches er, an Stelle der Strelitzen, nach europäischem Vorbilde formte; auch überdies nur auf den äusseren Schein. —

Wie in der Türkei sich die Dinge vollzogen, ward jeder westländische Einfluss nach hier nicht nur völlig abgeschnitten, sondern auch, insoweit solcher bestand, nahezu aufgehoben. Die Saftlosigkeit der Herrscher, welche nach *Soliman II.* (gest. 1566) bis zur Erhebung *Murad's IV.* (1623—1640) folgten, ihr zumeist wüstes, entnervendes Serrailleben, gepaart mit Trägheit und Grausamkeit, sowie die dadurch unterhaltenen Uebergriffe der Janitscharen, und blutigen Empörungen der Stadthalter, dies führte, die kaum erwachsenen Keime höherer Gesittung erstickend, zu einer asiatischen Verwilderung, die zu jedem Eindrucke von Westen her unfähig machte. Allerdings würde wohl eine Kraft wie *Murad IV.*, der es vermochte das Reich abermals zu einem gewaltigen Ganzen zusammenzufassen, auch nach der Seite hin wohlthätig haben wirken können, wenn dies ihm überhaupt als zweckdienlich erschienen

wäre. Indessen da auch er, ebenfalls nur als ein Kind seiner Zeit, kein Verständniss dafür mitbrachte, zudem aber seine ganze furchtbare Gewalt zum Glück für den Westen nicht gegen denselben, sondern gegen Persien wandte und hier unaufhaltsam vordrang, so ward denn die seinem Volke ureigene Orientalität immer noch um so fester geschlossen. Nach einem solchen Vorgange jedoch war es für die Volksthümlichkeit dann auch fast völlig wirkungslos, sowohl dass sein Nachfolger *Ibrahim* (bis 1648) mit Polen, Russland und Oesterreich kriegte, auch, ausser in Kleinasien, mit Venedig um die Insel Candia stritt, als auch dass *Muhammed IV.* (bis 1687) unter beständigen Empörungen, ebenso *Soliman III.* (bis 1691), sowie auch sein Bruder *Achmed II.* (bis 1694) und noch *Mustafa II.* (bis 1702) die gesammte Kraft sogar fast lediglich gegen den Westen, gegen Polen, Siebenbürgen, Ungarn, Venedig und Oesterreich aufboten. Selbst ungeachtet der dadurch unausgesetzt unterhaltenen engen Berührung mit diesen Ländern und der vielfachen siegseichen Erfolge, wie namentlich durch *Mustafa Kiuperli* (1689—1691), als auch trotz der Gesandtschaften, welche *Ludwig XIV.* in Constantinopel unterhielt, blieb das Volk von Oben herab was es war, durchaus asiatisch, ohne sich auch nur äusserlich im geringsten beirren zu lassen.

A. Die Tracht.¹

Spanien verharrete, wie in allem Uebrigen, bei den bestehenden Formen (vergl. S. 934 ff.). Wie diese sich unter *Philipp II.* gefestigt

¹ Zu den (S. 525 ff.) genannten neueren Werken ist, als den vorliegenden Zeitabschnitt besonders betreffend, hinzuzufügen: „Zur Geschichte der Moden und Trachten in Bremen im 16. und 17. Jahrhundert“ in „Denkmale der Geschichte und Kunst der freien Hansestadt Bremen etc. Zweite Abtheilung. Episoden aus der Cultur- und Kunstgeschichte Bremens von T. G. Kohl. Bremen 1870. S. 113 ff. — Die Originalquellen in Bild und Schrift setzten sich in den eben dort (S. 525 ff.) schon näher bezeichneten Richtungen fort. Die „Trachtenbücher“ nehmen an künstlerischem Werthe und an Zahl ab. Dagegen beginnen und mehren sich sowohl Einzeldarstellungen, als auch einzelne durch fortlaufende Zahlenbezeichnungen u. a. verbundene Abbilder oder „Folgen“ von Trachtenfiguren, theils von trefflichen Künstlern gestochen oder radirt. Von eigentlichen „Trachtenbüchern“ seien erwähnt: „Evidens designatio receptissimarum consuetudinum ornamenta quaedam et insignia continens Magistratus et Academiae Agentinensi à majoribus relicta. Nobilium insuper, patriciorum, civium, hortulanorum atque, etc. Argentorati, exudebat Joann Carolus. 1606. Strasburger trachtenbüchlein darinnen von Man vnd Weibspersonen aussgangen Ihm Jhar 1668. Gedruck bey Peter Aubry dem